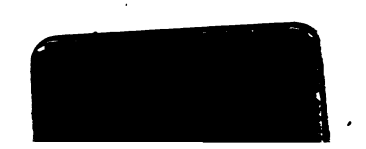



GL
23
364
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY



# Lukians Satiren gegen den Glauben seiner Zeit

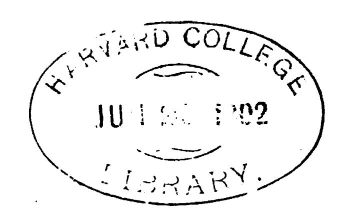
von

**Dr. Oscar Schmidt,**
Professor an der Kantonsschule in Solothurn.

Beilage
zum
Jahresbericht der Kantonsschule Solothurn
1899/1900.



**Solothurn.**
Zepfel'sche Buchdruckerei.
1900.


HARVARD COLLEGE
LIBRARY

# Lukians Satiren gegen den Glauben seiner Zeit.

Die Stellungnahme des Satirikers Lukian von Samosata zum griechisch-römischen Volksglauben und zum Christentume ist auch für uns Moderne in mancher Beziehung noch von hohem Interesse. Wohl sind die hellenischen Götter, die Lukian in seinen Satiren so schonungslos geisselt, seit mehr als anderthalb Jahrtausenden von ihrem Göttersitze hinabgestiegen und haben für uns keine weitere Existenzberechtigung mehr, als etwa die Gestalten der Sagen und Märchen. Wir haben nie anders an sie geglaubt, als wie man eben an poetische Phantasiegebilde glaubt. Den Gesängen Homers können wir andächtig lauschen, ohne den Dichter deshalb als Propheten zu betrachten und auf seine Werke wie auf eine Bibel zu schwören. Vor einem Apollo vom Belvedere oder vor einer Hera Ludovisi können wir andachtsvoll das Knie beugen, aber nicht mit andern Gefühlen, als etwa ein Lutheraner vor Raphaels Madonna kniet — nicht als Gläubige der Gottheit, sondern als überwältigte Bewunderer der Schönheit. Dieser ästhetische Glaube, nicht ein religiöses Bedürfnis, hat auch unserm Schiller die wehmütige Klage um die verlorne Götterwelt des alten Hellas entlockt: **Einleitung.**

„Alle jene Blüten sind gefallen
Von des Nordes schauerlichem Wehn;
*Einen* zu bereichern unter allen,
Musste diese Götterwelt vergehn.“

Aber einst war dieser olympische Staat eine weltbeherrschende Macht, vor der Millionen zitterten, zu der Millionen beteten, eine Macht von einer beinahe unverwüst-

lichen Lebenskraft, die selbst dem Christentum noch Jahrhunderte trotzte. Gerade zur Zeit Lukians im zweiten nachchristlichen Jahrhundert, wo die alte Welt da und dort aus den Fugen zu fallen drohte, hat der griechisch-römische Volksglaube an Ansehen in Palast und Hütte nicht nur nichts eingebüsst, sondern durch Aufnahme und Assimilation von orientalischen Gottheiten und Kultgebräuchen die Zahl der Gläubigen vermehrt. Das lesen wir aus den erhaltenen Grab- und Weihinschriften, das bezeugen uns direkt und indirekt die zeitgenössischen Schriftsteller, das beweisen uns der zähe Widerstand gegen das Christentum und endlich jene Elemente, die im Heidentum überhaupt unzerstörbar waren und in veränderter Gestalt einfach ins Christentum übergingen. Man hat Lukian oft vorgeworfen, dass er gegen einen Glauben kämpfe, der von der überwiegenden Mehrzahl seiner Zeitgenossen damals überhaupt nicht mehr Ernst genommen wurde. Wenn man aber über dieses früher mehr als heute verbreitete Vorurteil hinweg sich der Thatsache nicht verschliesst, dass der alte Glaube zur Zeit der Antonine eine glänzende Wiedergeburt feierte und eine Macht war, die das gesamte Leben beherrschte[1], wird man nicht versucht, die scharfe Polemik Lukians als ein Fechten mit wesenlosen Schatten mitleidig zu belächeln.

Abgesehen davon, dass der Kampf des Schriftstellers gegen eine ganze Weltanschauung, auch wenn wir sie nicht mehr die unsrige nennen, menschliches Interesse genug erregt, sind es auch die Zeit und Zeitverhältnisse, in und unter denen Lukian schrieb, die unsere Teilnahme beanspruchen. Liegen doch in dieser römischen Kaiserzeit die Anfänge der christlichen Religion, die mit ihrer „wundersam ergreifenden“ Lehre von der allgemeinen Verbrüderung, vom Reiche Gottes in den Hütten der Mühseligen und Beladenen ihre ersten Triumphe feierte. Da hebt der Riesenkampf zweier Weltanschauungen an, der heidnischen und der christlichen, und mitten in diesem Kampfe steht Lukian, aber

ohne die Partei der einen oder andern zu ergreifen, sondern im Zerwürfnis mit beiden, als ein echtes Kind jener haltlosen, von Widerspruch und Gegensatz bis ins innerste aufgeregten Zeit. Der alte Glaube hatte trotz seiner erneuten Macht und erhöhter religiöser Bedürfnisse seinen sittlichen Wert verloren und war in äusserliches Schaugepränge und dunklen Aberglauben ausgeartet; das aufgehende Christentum war noch nicht so weit entwickelt, dass es auf die Massen zu wirken und unter seinem Banner die alte Welt in die neue hinüber zu führen vermochte. Wahrlich kein beneidenswerter Standpunkt, wenn man das Fundament des alten durch Jahrhunderte gefestigten Glaubens unter seinen Füssen langsam versinken sieht, und im weiten Umkreis kein fester Boden sich zeigt, auf dem man wieder Fuss fassen kann. Lukian hat die Unzulänglichkeit und Schwäche des Polytheismus erkannt und gegeisselt, aber in dem Glaubensdurcheinander der Kaiserzeit auch das, was lebenskräftige Keime enthielt, nicht erkennen können, sondern gleichfalls zum alten Aberglauben geworfen. Und so steht er fremd und einsam zwischen Heidentum und Christentum, ein Skeptiker oder vielleicht Atheist, der nur deshalb nicht in unfruchtbaren Weltschmerz und Weltverachtung geriet, weil ihm die Zeit, die ihm den Glauben untergrub, als Surrogat einen leichten Sinn und die Natur seltene Gaben des Geistes: Witz, Humor und die Fähigkeit, seine Gedanken zum Kunstwerk zu sammeln, verliehen haben.

**Lukian.**

Ueber das Leben der führenden Geister des Altertums sind wir vielfach recht spärlich unterrichtet. Wir kennen nur Einzelheiten, die wir aus der gesamten Literatur mühsam zusammenlesen müssen und die nicht einmal immer verbürgt und unbestritten sind. Wir haben ihre Werke und sind in vielen Fällen auf diese allein angewiesen; wo etwa noch eine dürftige „vita“ als willkommene Beigabe zu den Werken die Zeit überdauert hat, können wir uns glücklich schätzen, obschon auch hier Dichtung und Wahrheit oft zu wunder-

baren Gebilden verknüpft sind. Oft lässt sich aus den Werken und dem Zeithintergrunde ein recht anschauliches Bild des Schriftstellers gewinnen, aber die feineren Töne fehlen, die eben nur durch die intime Bekanntschaft mit seinem Leben und dem Milieu, aus dem er hervorging, aufgetragen werden können. Wie wertvoll wäre gerade für die Frage nach dem religiösen Bedürfnis Lukians, wenn wir einen tiefern Blick in sein Leben und in die im Innern verborgen liegenden Beweggründe thun könnten.

„Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte."

Diese Worte gelten auch für Lukian. Zum Belege dafür will ich nur vier Urteile über ihn anführen, das Urteil eines Kirchenvaters, eines Scholiasten, eines Dichters und eines Philologen. *Lactantius*[2] sagt kurz: „diis et hominibus non pepercit". *Suidas*[3] urteilt über ihn: „Lukian von Samosata mit dem Beinamen ‚der Spötter' soll von Hunden zerrissen worden sein, weil er gegen die Wahrheit gelästert hatte. Er greift auch das Christentum an und schmäht Christus selbst, der Ruchlose. Wegen dieser Frevel wurde er schon hienieden bestraft; im Jenseits aber wird er in Gesellschaft Satans Erbe des ewigen Feuers werden." So scheint mit wenigen Ausnahmen das Mittelalter über ihn geurteilt zu haben. *Wieland*,[4] der uns eine congeniale Uebersetzung des Satirikers geschenkt hat, äussert sich über ihn: „Wenigen Schriftstellern ist ein allgemeinerer und dauerhafterer Beifall zuteil geworden, aber wenige haben ihn besser verdient; wenige sind schiefer beurteilt, unbilliger verleumdet und gröber gelästert worden als Lukian; aber die gesündesten Köpfe aller Zeiten sind seine Freunde gewesen, und ein einziger Anpreiser wie Erasmus von Rotterdam wiegt eine Legion von Anbellern mit und ohne Kapuzen zu Boden." *Rhode*[5] sagt: „Die heitere Klarheit und Schönheit des Hellenentums gegen die Dunkelmänner und Heuchler und Halbbarbaren zu schützen, war der Kern seiner Thätigkeit."

Die Heimat Lukians[6] ist Syrien, das der griechischen Litteratur, wie Spanien der römischen, manche frische Kraft geschenkt hat. An den Ufern des Euphrat in der syrischen Provinzialhauptstadt Samosata verlebte er unter Kaiser Hadrian als Kind unbemittelter Eltern seine Jugendjahre und lernte neben der Muttersprache auch Griechisch. Von der Natur reich begabt, von lebhaftem Temperament und leicht erregbarer Einbildungskraft, fühlte er den Trieb in sich, zu etwas Höherem sich auszubilden; aber die drückenden Verhältnisse hätten ihn nahezu von seiner eigentlichen Bestimmung abgebracht. In seinen spätern Jahren auf der Höhe seines Ruhmes hat er nicht ohne Selbstgefälligkeit dieser ersten Sorgen gedacht und sie in der kurzen, reizenden Autobiographie *„der Traum“* der Mit- und Nachwelt anvertraut. Schon früh hatten sich in dem Knaben künstlerische Anlagen gezeigt: „Sobald ich von meinen Lehrern abgefertigt war, krazte ich allenthalben Wachs zusammen und machte Ochsen, Pferde, ja, Gott verzeihe mirs! sogar Menschen, und recht ähnlich, wie es meinen Vater dünkte. Dieses Kinderspiel, worüber ich manche Ohrfeige von meinen Schulmeistern bekommen hatte, wurde als ein Beweis meines natürlichen Berufes geltend gemacht[7].“ Er kam zu einem Oheim, der Bildhauer war, in die Lehre; aber ein unvorsichtiger Meisselschlag, durch den er eine Marmorplatte entzwei schlug, verleidete ihm das Handwerk; er kehrte der Werkstatt den Rücken und ging, einem Traumbilde folgend, zum Studium über. Als Advokat in der Hauptstadt Syriens scheint er keine guten Geschäfte gemacht zu haben. Er wurde Prunkredner und durchwanderte als solcher Jonien, Griechenland und Gallien. Zur Verherrlichung religiöser Feste, so in Olympia, zum Empfang der Kaiser, bei Tempeleinweihungen, bei Leichenfeiern, oder auch nur zur witzigen Unterhaltung des Publikums hielt der Schönredner überall Vorträge. Diese Schönrednerei war in jener Zeit ein sehr einträgliches Geschäft, aber für einen Mann wie Lukian kein

Lebensberuf. Bald wandte er sich deshalb ernstern Studien in der Philosophie zu und zwar zu Athen, das immer noch der geistige Mittelpunkt des Römerreiches war. Aber auch in dieser Disciplin hatte er sich gründlich getäuscht; nichts als Aeusserlichkeiten und Formalismus auch auf diesem Gebiete. Die wenigen edlen Gestalten der Philosophie, wie Nigrinus und Demonax, traten vor der Unzahl der Afterphilosophen in den Hintergrund. Die Jünger Epikurs benutzten die ernstgemeinte Lehre ihres Meisters als Devise ihrer schnöden Lüste. Stoiker und Kyniker trieben ihre Lehre vom freien Verfügungsrecht über Leben und Tod des Einzelnen so auf die Spitze, dass ein Peregrinus Proteus in wahnsinniger Schwärmerei sich in Olympia vor versammeltem Volke verbrannte. Und welch' ein Wust von Aberglaube in diesen philosophischen Köpfen spukte, zeigt uns das philosophische Kränzchen des Eukrates. Darum begreifen wir, wenn Lukian aus seinen philosophischen Studien nicht als zünftiger Philosoph, sondern als — Pamphletist hervorging. Bei ihm entwickelte sich eine Philosophie des gesunden Menschenverstandes, die ohne System und dialektisches Raffinement die Dinge betrachtete, wie sie sind. Auf diesem gesunden Boden stehend beginnt er nun seine fruchtbare und erfolgreiche Schriftstellerei als Satiriker zeitlich etwa vom Jahre 160—180 n. Chr. Alle Verkehrtheiten menschlicher Thätigkeit im Leben, in der Philosophie, der Bildung, der Religion, der Wissenschaft, trifft er mit den scharfen Pfeilen seiner Satiren. Unbarmherzig deckt er die Schäden auf und zeigt, wie faul und wurmstichig der Kern der gesamten Bildung ist, wenn man die glänzende Schale beseitigt. Seine Sprache ist meisterhaft; attische Eleganz und Flüssigkeit, Reichtum an Tropen und Gleichnissen[8], gehaltvolle Anekdoten und Sprichwörter, reichliche Citate und Reminiscenzen aus Dichtern und Denkern des alten Hellas, kurz alle Eigenschaften weist der lukianische Stil auf, die ein Schriftwerk anziehend und unterhaltend machen. Wir wundern uns des-

halb nicht, wenn diese Meisterwerke Lukians zu allen Zeiten bei Dichtern, Künstlern und Gelehrten enthusiastische Bewunderer und Nachahmer gefunden haben. Eine Geschichte des Einflusses Lukians auf die modernen Literaturen, hauptsächlich die deutsche und französische, ist noch zu schreiben. *Hans Sachs* hat ihn nachgeahmt. Bei *Reuchlin, Erasmus von Rotterdam, Ulrich von Hutten* finden sich breite Spuren der Einwirkung Lukians. *Wieland* hat ihn übersetzt, *Gœthe* den Stoff zu einer seiner bekanntesten Balladen ihm entnommen, *Schiller's* Unterweltsscene in den „Xenien" atmet lukianischen Geist und wenn er dem Satiriker auch folgendes „Geständnis" in den Mund legt:

„Zwar hab' ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geschwätz oft auch die Klugen geplagt".

so richtet sich die Spitze des Distichons mehr gegen Wieland als gegen Lukian.

Der kulturhistorische Wert der lukianischen Satiren ist nicht minder gross. Der Umstand, dass ihr Verfasser, was er täglich sieht und erlebt, zum Inhalte seiner Schriften macht, gibt ihnen eine grossartige Bedeutung als Quelle für seine Zeit[9]. Er schöpft mitten aus dem Leben, seine Werke sind Streitschriften, in denen sich die ganze Zeit getreuer wiederspiegelt, als in irgend einem andern Werke jener Epoche.

Aus der grossen Zahl seiner Satiren werden in der kurzen Skizze nur die näher betrachtet, die gegen den *Volksglauben* gerichtet sind. Es sind das im wesentlichen folgende: 1. Die *Göttergespräche,* worin der Satiriker die Ungereimtheiten und Widersprüche der griechischen Theologie behandelt. 2. Die *Götterversammlung,* eine Satire gegen die Religionsmengerei des 2. Jahrhunderts. 3. Der *tragische Jupiter,* worin mit den Waffen der Epikureer die göttliche Vorsehung geleugnet wird. 4. Der *überführte Jupiter,* eine Streitschrift gegen den Götterglauben vom Standpunkte der Kyniker. 5. Die *Totengespräche,* die den Zweck haben, die vulgären Vorstel-

lungen vom Leben nach dem Tode zu geisseln. Und anhangsweise 7. die Schrift *über das Lebensende des Peregrinus Proteus*, aus der uns Lukians Stellung zum Christentum bekannt wird.

Die Göttergespräche.

Lebensvolle köstliche Gemälde aus dem Privatleben der griechischen Götter entrollt uns der Satiriker in seinen 26 *Götterdialogen*. In dem engsten Rahmen weiss er soviel Geist und Witz unterzubringen, dass man über sein Talent staunen muss und oft glaubt, er habe diese kleinen Dingerchen nur geschrieben aus reiner künstlerischer Freude an der Darstellung ohne jede antireligiöse Tendenz. Mit Vorliebe stellt er die Liebesabenteuer der Götter, besonders des „Königs der Götter und Menschen" dar; mit dieser fast durchweg erotischen Färbung mag er an sein Publikum, das von den Saturnalien und ähnlichen ausgelassenen Festen her an dergleichen Darstellungen gewöhnt war, ein Zugeständnis gemacht haben. Da klagt — um aus der Fülle nur einige Beispiele herauszugreifen — Zeus über die Schwierigkeit, mit den irdischen Töchtern zu verkehren und stellt dabei selbst sein ganzes Sündenregister zusammen, wie er als Schwan, Stier, Adler, Goldregen, kurz in allen möglichen Gestalten die Erde unsicher gemacht hat. Ein anderes Mal muss er die ausbrechende Eifersucht der Juno in Form einer Gardinenpredigt über sich ergehen lassen. Unter den Göttern sind Rangstreitigkeiten ausgebrochen; Herakles droht, den Götterarzt, der ihm an der Tafel den Vorrang streitig macht, vom Olymp auf die Erde hinabzuwerfen. Zeus legt sich beschwichtigend ins Mittel. Bei einer andern Gelegenheit muss er den Dionysos gegen die Anfeindungen der eifersüchtigen Hera in Schutz nehmen und diese wieder gegen die freche Zudringlichkeit des Ixion. Er ist ein geplagter Hausvater, der neben seinen weit verzweigten Liebesgeschäften mit Not den Frieden im Olymp aufrecht hält und daneben noch die Welt regieren soll. Unter seinen Mitgöttern geniesst er nicht das beste Ansehen; in einem Augenblick, da er von

seiner göttlichen Allmacht allzu eingenommen war, hat er sich den Ausspruch erlaubt, dass er die ganze Götterschar samt Erde und Wasser an einer Kette empor heben könnte; Ares und Hermes zweifeln daran, da sie Augenzeugen waren, wie er von Poseidon und zwei Göttinnen trotz Blitz und Donnerkeil beinahe gefesselt worden wäre, hätte ihm nicht der hundertarmige Briareon eben noch zur rechten Zeit Beistand geleistet. Anmutig ist die Scene, da der geraubte Ganymedes, der schlichte, fromme Hirtenknabe vom Ida, dem Göttervater, in seiner kindlichen Unschuld erst seine Angst über den Raub erzählt und sich hernach in naivster Weise über die Zustände im Himmel erkundigt. Hier bricht durch den Humor bereits die beissende Satire durch. Der Leser lacht nicht nur über die drollige Scene; er denkt über den Missbrauch der göttlichen Allmacht nach und findet Zeus, der den unschuldigen Knaben um den Preis der Unsterblichkeit zu seinen Zwecken missbrauchen will, kläglich. Selten tritt in diesen Gesprächen der Schriftsteller mit seiner Tendenz unverhüllt hervor, aber besonders an einer Stelle hat er die Maske etwas gelüftet. Im 16. Gespräche entfallen Hera im Streite mit Apollos Mutter die Worte: „Apollo masst sich an, alles zu wissen. In seinen Orakelstätten zu Delphi, Klaros, Didymos betrügt er die Menschen durch zweideutige Prophezeiungen und wird durch dieses Handwerk reich; denn gross ist die Zahl der Dummköpfe, die sich von ihm an der Nase herumführen lassen.“ Da ist Lukian aus der Rolle des objektiven Erzählers der Göttergeschichten herausgefallen und hat aus der mythologischen Umgebung einen kecken Sprung in die historischen Zeiten gewagt. Auch mit dem 3. Götterdialog, der uns die Genesis der ägyptischen Isis erzählt, hat er jedenfalls aktuelles Interesse erregt; denn es ist ja bekannt, welche Ausbreitung dieser Isiskult im ganzen römischen Reiche zu Lukians Zeit erfahren hatte.

Darstellungen burlesker Scenen aus der Götterwelt waren den Griechen nichts neues. Schon Homer und Hesiod

hatten diese Legenden in aller Ausführlichkeit erzählt. Auch die Komödiendichter haben sich diese Sagenstoffe angeeignet, für ihre Bedürfnisse umgemodelt und bei der Darstellung der Götter den Sprung vom Erhabenen zum Lächerlichen oft gethan; aber niemand hat sie der Gotteslästerung bezichtigt. Wenn also Lukian in Anlehnung an Homer und die Komödie possierliche Scenen aus dem Olymp in dialogischer Form vorführt, so ist ihm deswegen noch keine religionsfeindliche Absicht unterzuschieben. Aber Lukian hat den göttlichen Gestalten, ich möchte fast sagen „das Antlitz nach einer andern Himmelsgegend hingewendet, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauen.“ Aus rein stofflichem Interesse, wie einige[10] behaupten, oder als dialogische Exercitien, wie andere[11] annehmen, hat er diese Gespräche sicherlich nicht verfasst. Diese Sagen waren ja so oft erzählt und allgemein bekannt, dass ein Grund, sie neuerdings, wenn auch in etwas anderer Form, aufzutischen, nicht vorlag; und sie als blosse stilistische Uebungen zu betrachten, lässt die Meisterschaft, die in ihnen zum Ausdruck kommt, gar nicht zu. Und warum hat er gerade die Sagen ausgewählt und zusammengestellt, in denen die Götter eine lächerliche oder klägliche Rolle spielen? Aus keinem andern Grunde, als weil er die Absicht hatte, seinen Zeitgenossen zu zeigen, zu was für Göttern sie beten. Bevor er an die Leugnung derselben ging, muss er sich das Terrain ebnen, und was lag ihm näher, als an Homer und die übrigen Dichter anknüpfend, die von den Göttern so unwürdige und widersprechende Vorstellungen ausgebreitet hatten, den ganzen Götterstaat zu charakterisieren. Mit zuckenden Mundwinkeln erzählte er diese alten Sagen eine nach der andern; und überall ist die Tendenz fühlbar.

Homer war der erste gewesen, der diese ungereimten Göttervorstellungen in die Menge gestreut hatte zu einer Zeit, wo es noch keine Rationalisten gab, die mit den Fragen der Vernunft solchen Vorstellungen auf den Leib rückten. Naiv

wie ihre Darstellung war auch das erste Publikum, an das sich die homerischen Gedichte richteten. Nirgends eine Spur von Skepticismus, überall frommer Glaube! Die Werke Homers und seines Nachfolgers Hesiod waren für den Griechen, was für den Christen die Bibel. Seine ganze Theologie beruhte auf diesen Dichtungen. Es fiel keinem Hörer oder Leser bei, sich über die Ungereimtheiten und Widersprüche in diesen Götterlegenden aufzuhalten oder sich den Kopf zu zerbrechen. Dass diese Mythen auch zu Lukians Zeiten noch allgemein im Volksglauben fortlebten, ist als ziemlich sicher anzunehmen, denn sonst wäre der lukianischen Satire die Spitze abgebrochen. Die Philosophen hatten allerdings schon frühzeitig sich an dieser Theologie gestossen[12], aber den Volksglauben doch nicht zu beeinflussen vermocht. Homer steht in dieser Beziehung bei Lukian nicht im besten Ansehen[13]; er hat diese Mythen verbreitet und ist schuld an dem thörichten Glauben der Menge, für die seine Werke kanonische Bedeutung haben. Daher sind Lukian manche harte Aeusserungen gegen den Dichterfürsten entfallen, obgleich er die dichterische Bedeutung desselben keineswegs verkennt, ihr im Gegenteil volle Anerkennung zollt. Er rühmt seine Bilder, lobt die Komposition seiner Epen, anerkennt die ethische Bedeutung derselben, besonders für die Jugend, aber seine Fabeln von den Göttern kann er ihm nicht verzeihen.

So werden wir also die Göttergespräche als eine Art Vorspiel zu den folgenden religiösen Satiren zu betrachten haben, womit der Schriftsteller seinen eigentlichen Kampf eröffnet. Ohne Bitterkeit, ohne direkte Angriffe, sondern mit Humor und Witz, anscheinend harmlos, aber doch mit unverkennbarer Tendenz führt uns der Satiriker die Götter vor Augen, und zwischen den Zeilen klingt immerfort der Refrain: „Das sind euere Götter, die ihr verehrt!“

In dem folgenden Dialog, *„Die Götterversammlung“*, geht Lukian einen Schritt weiter. Hat er uns in den Götter- **Die Götterversammlung.**

gesprächen auf die unwürdigen Vorstellungen von den Göttern, die seit Jahrhunderten im Volke fortlebten, aufmerksam gemacht, so richtet sich jetzt seine Satire gegen den Götterstaat seiner Zeit, gegen Auswüchse des Polytheismus, die durch die Ausdehnung des römischen Reiches nach Osten bewirkt wurden.

Der römische Polytheismus war von Anfang an dem griechischen verwandt, da beide auf indogermanischer Grundlage entstanden sind[14]. Aber die nüchternen, poesielosen Römer, deren Sinnen und Trachten nur aufs Praktische sich richtete, haben keine Mythologie hervorgebracht, die sich irgendwie mit der hellenischen messen könnte. Auf dem Kultus lag bei den Römern das Hauptgewicht, und ihre Götter hatten einen abstrakteren Charakter als die griechischen. Der Grieche musste seine Gottheit plastisch vor sich sehen, wenn er an sie glauben sollte, der römische Kultus entbehrte lange Zeit des Götterbildes. Aber mit der Ausdehnung des Römerreiches änderten sich die religiösen Anschauungen vollständig. Die Römer kamen mit den übrigen Völkern in Berührung, mit Griechen, Asiaten u. a. und in stetem Wechselverkehr wurden griechische und orientalische Gottheiten und Kultgebräuche in Rom eingeführt, die teils staatlich anerkannt, teils als Superstitiones blutig verfolgt wurden, aber trotzdem in Rom Gläubige fanden, da die Bevölkerung der Hauptstadt immer fremdartiger und gemischter wurde. Die griechischen Götter hatten schon zur Zeit der Republik in Rom Boden gefasst. Umsonst erhob sich der römische Nationalcharakter in einem Manne wie Cato gegen diesen fremdländischen Import. Kultur, Philosophie und Wissenschaft waren mächtiger und mit dem Untergange der griechischen Freiheit schlug Hellas seinen Besieger in die Fesseln seiner Kultur. Von jetzt an haben wir in Rom eine griechisch-römische Religion, worin die Elemente der erstern dominierten. Je mehr die Römer sich ihrem Ziele, die Herrschaft der Welt an sich zu reissen, näherten, desto schwächer wurde

der Widerstand dieser griechisch-römischen Religion gegen die eindringenden *orientalischen* Gottheiten. Die über die ganze eroberte Welt zerstreuten römischen Soldaten hatten sich in der Fremde, wo ihr Lager gerade stand, an die lokalen Gottheiten und religiösen Gebräuche gewöhnt und sie bei ihrer Rückkehr nach Italien zu Hause eingeführt. Rom, das Centrum des gewaltigen Reiches, war eine internationale Hauptstadt geworden, wo neben dem nüchternen Römer der phantasievolle Grieche und der phantastische Orientale seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatten. Bürgerrecht genossen allerdings noch nicht alle; die Erteilung desselben an sämtliche Reichsangehörige blieb dem kurzsichtigen Caracalla vorbehalten. Dass in diesem internationalen Stelldichein aller Nationen, über denen der römische Adler seine Klauen hatte, die fremden Religionen leicht Gläubige fanden, ist von vorneherein klar. So finden wir neben dem reinen, römischen Götterdienste und dem poesievollen Olymp der Griechen bald eine Unmenge von mystischen, phantastischen Religionsgebräuchen, wie sie der Orient hervorgebracht hat. Diese orientalische Phantastik umwucherte den gesunden Stamm der griechisch-römischen Religion wie ein Schlinggewächs, und neben dem frommen Glauben gewann in erschreckender Weise der Aberglaube immer mehr an Boden. Der Kult der ägyptischen ***Isis***, der schon früh in Rom bekannt wurde, fand nicht nur bei der grossen Masse, sondern bei hochgebildeten Männern, wie Plutarch[15] begeisterte Verehrung. Die Mysterien des persischen Sonnengottes ***Mithras***, die im letzten Jahrhundert der Republik in Rom eingeführt wurden, standen zur Zeit Lukians in Blüte.

Gegen diese Religionsmengerei richtet sich Lukians Satire: *„Die Götterversammlung“*. In einem von Zeus einberufenen Götterrate erhebt sich ***Momos***, um einen Antrag gegen diese Uebervölkerung des Olymps einzubringen. Einleitend greift er einige der alten hellenischen Gottheiten

heraus, deren Göttlichkeit im Laufe der Jahrhunderte etwas abgefärbt hatte. *Dionysos,* selbst ein zweifelhafter Gott, hat sein ganzes Gefolge im Himmel eingebürgert, den *Pan,* den *Silen,* die *Satyrn,* ja selbst seine Geliebte *Ariadne* und *Erigone,* die Tochter des Bauers Ikarios, samt ihrem Schosshündchen. Auch von der Göttlichkeit des *Herakles* und *Aeskulap* ist der Ankläger nicht voll überzeugt. Aber niemand anders, als Zeus selbst, ist an dieser Göttermischung schuld, der durch seinen Umgang mit den Sterblichen den Himmel mit Halbgöttern bevölkert und durch seinen Lebenswandel auch die andern Mitgötter ansteckte, dasselbe zu thun.

Auf die fremden Gottheiten übergehend fragt Momos: „Wie sind ferner *Attis, Korybas, Sabazios* uns zugeschoben worden und jener persische *Mithras* mit seinem Kaftan und Turban, der nicht einmal der griechischen Sprache mächtig ist und, wenn man ihm zutrinkt, nicht versteht, was man will?“ Zu den ägyptischen Tiergöttern sich wendend sagt er: „Wer bist denn du, ägyptisches in Leinwand gehülltes Hundsgesicht *(Anubis),* wie hast du dich als bellender Hund unter die Götter verirrt? Welcher Göttlichkeit rühmt sich der buntgefleckte memphitische Stier *Apis,* dass man vor ihm das Knie beugen muss, dass er Orakel spenden und Propheten halten kann? Von den übrigen ägyptischen Göttern, den *Ibis, Affen, Böcken,* die weiss der Himmel wie in unsern Olymp gestopft wurden, schäme ich mich nur zu reden.“

Nicht nur die Götter, auch die Orakelspender, wie *Trophonios* und *Amphilochos,* die den Leuten durch ihre Lügenorakel und Gaukeleien das Geld abschwatzen, geniessen göttliche Verehrung. „Es ist soweit gekommen“, meint Momos, „dass jeder Stein und jeder Altar, der mit Oel begossen und mit Kränzen geschmückt ist und von irgend einem Schwindler, deren es viele gibt, bedient wird, Orakel spendet. Die Bildsäulen des Athleten *Polydamas* in Olympia und des *Theagenes* in Thasos vermögen bereits Fieberkranke

zu heilen. In Ilion wird dem *Hektor*, auf dem Chersones dem *Protesilaos* wie zwei Göttern geopfert“.

Am Ende seiner Anklagerede spielt Momos auch auf *Tyche* und die *Schicksalsgöttinnen* an, die er als blosse Hirngespinnste der Philosophen bezeichnet. Da aber die gläubige Menge diese philosophischen Erzeugnisse als Götter betrachtet, will man den wirklichen Göttern nicht mehr mit Opfern und Gebeten nahen, da man sich sagt, das Schicksal sei unabänderlich und somit hätten Opfer und Gebete keinen Sinn.

Nach diesen Erörterungen wird von Momos vor den versammelten Göttern folgender Antrag eingebracht: „In Erwägung, dass eine grosse Zahl unberufener hellenischer und barbarischer Götter sich ins Bürgerrecht eingeschlichen und den Himmel übervölkert haben, dass die Göttertafel von einem lärmenden, vielsprachigen, aus aller Herren Ländern bunt zusammengewürfelten Haufen belagert wird und Nektar und Ambrosia wegen des allzu grossen Zuspruchs so teuer geworden sind, dass das Mass bereits eine Mine gilt, dass ferner die Eindringlinge die alten und wahren Götter von ihrem Platze im frechen Uebermute zurückdrängen und ihnen sogar unter den Gläubigen den Vorrang streitig machen: soll eine Untersuchungskommission bestehend aus sieben vollberechtigten Göttern eingesetzt und durch den herkömmlichen Eid beim Styx verpflichtet werden. Sodann soll Hermes alle diejenigen zu ihnen führen, die berechtigte Ansprüche auf die Göttlichkeit zu haben vermeinen, und besagte Kommission soll an Hand der vereidigten Zeugen und Heimatsurkunden der Postulanten eine genaue Untersuchung veranstalten, wer der Göttlichkeit teilhaftig sei und wer sich dieselbe angemasst habe. Die letztern sollen, falls sich einer von ihnen wieder im Himmel blicken lasse, in den Tartarus hinabgestürzt werden. Sofern diese ausgeschiedenen Götter Tempel und Altäre besässen, sollen ihre Bildnisse aus diesen entfernt und das Bild eines berechtigten Gottes an ihre Stelle geschafft werden. Wer vor dieser Kommission sich

zu legitimieren unterlasse, soll in contumaciam verurteilt werden.“ Der Antrag wird von Zeus aus naheliegenden Gründen nicht zur Abstimmung gebracht, sondern sogleich zum Beschluss erhoben.

Gegen diese Theokrasie hat Lukian noch in zwei andern Schriften beiläufig Stellung genommen. Im *„Ikaromenippus“* nimmt der zum Himmel hinaufgereiste Kyniker *Menipp* am Göttermahle Platz neben *Pan*, den *Korybanten*, *Attis* und *Sabazios*, „den Metöken des Olymps, deren Göttlichkeit zweifelhafter Natur schien.“ Ausführlicher wird der Gegenstand im *„tragischen Zeus“* behandelt. Auf Zeus Befehl sollen im Götterrate die Götter nach dem Gold- und Kunstwerte ihrer Bildsäulen Platz nehmen: zuerst die goldenen, hernach die silbernen, dann die elfenbeinernen, broncenen und marmornen. So kommen die neuen Eindringlinge, ein *Bendis*, *Anubis*, *Attis* und *Mithras* in die vordersten Reihen, die alten einheimischen Götter dagegen, die nur aus Marmor oder Erz gefertigt sind, müssen vor diesen barbarischen Goldklumpen zurücktreten.

In dieser überaus gelungenen lukianischen Satire tritt die glaubensfeindliche Tendenz nirgends in den Vordergrund; der Satiriker scheint hier im Gegenteil einen Augiasstall voll Aberglaubens und orientalischen Glaubensschwindels zu fegen und auf die alten reinern Glaubensvorstellungen hinzuweisen. Aber aus der Art, wie er auch die alten Götter darstellt und aus dem ganzen Tone der Schrift geht hervor, dass er im Grunde auch diese nicht viel anders beurteilt, als die fremden. Nicht zu Gunsten eines Zeus, Apollo oder einer Athene unternimmt er diesen Waffengang gegen die orientalischen Götter. Er ruft der Menge nicht zu: „Reinigt euern Glauben von diesen unsinnigen Zuthaten und verehrt die alten Götter!“ sondern: „da seht, zu welchen Extravaganzen euch euer Glaube führt und führen musste!“

Was diese Religionsmengerei betrifft, so hat es den Anschein, dass sie eigentlich nicht einmal in so hohem Masse

den Zeitgenossen Lukians, selbst nicht den Gebildeten, zum Bewusstsein kam, wie man erwarten sollte. Das hängt wohl damit zusammen, dass einerseits der Polytheismus seiner Natur nach eine solche Expansion zulässt, andererseits Römer und Griechen mit Leichtigkeit die fremden Gottheiten mit den ihrigen zu identifizieren verstanden. Aber wenn man auf Grund dieser Thatsache diese Theokrasie als Beweis dafür anführen will, dass der alte Volksglaube im zweiten nachchristlichen Jahrhundert in unveränderter Stärke und Lebenskraft fortgedauert hat, wie es Friedländer[16] thut, so scheint mir das doch etwas zu gewagt. Gewöhnlich wird diese Religionsmengerei als Symptom des Verfalles der griechisch-römischen Religion angesehen und sie ist in der That ein Faktor neben andern, der zur Auflösung des alten Götterglaubens beitrug. Es ist ja bekannt und aus den damaligen Schriftstellern belegt, was für eine Menge von Aberglauben mit diesen orientalischen Gottheiten in die antike Religion sich einschlich. Und dass der ursprüngliche nationale Glaube von diesen fremden Elementen überwuchert und zurückgedrängt wurde, geht doch deutlich aus folgenden Aeusserungen Lukians hervor: Im 12. Kapitel der Götterversammlung sagt Momos: „Seit wir so zahlreich geworden sind, haben Meineid und Gottlosigkeit überhand genommen und wir sind, wie billig, in Verachtung geraten.“ Im „Ikaromenipp“ klagt Zeus: „Ich weiss wie neuerungssüchtig das Menschengeschlecht ist. Ja, es gab eine Zeit, da ich ihnen Seher, Arzt, kurz alles war, und meine Heiligtümer zu den glänzendsten und berühmtesten gehörten und da mir so fleissig geopfert wurde, dass ich vor lauter Opferdampf die Augen nicht aufthun konnte. Seitdem aber Aesculap in Pergamon seine Heilanstalt, Bendis einen Tempel in Thrakien, Anubis in Aegypten hat, seitdem läuft alles zu ihnen und betrachtet mich als alternden Mann, dem man immer noch Ehre genug erweist, wenn man ihm alle fünf Jahre einmal in Olympia opfert. Meine Altäre sind frostiger

als Platons ‚Gesetze' und Chrysipps ‚Syllogismen'." Auch steht Lukian durchaus nicht allein da; auch andere Schriftsteller wie *Plinius* und *Juvenal,* ja selbst der fromme *Plutarch* nehmen an dieser bunt gemischten Götterschar Anstoss. Plinius rühmt im Jahre 100 n. Chr. von Trajan, dass an seiner Tafel keine „ministeria peregrinae superstitionis" geübt wurden.[17] Ungefähr dreissig Jahre später klagt Juvenal[18] über die „turba deorum talis, ut est hodie." Jedenfalls hat diese zügellose Religionsmischung den aufgeklärten Köpfen eine sichere Handhabe mehr geboten, den Volksglauben anzugreifen. Was Plutarch[19] vom Aberglauben behauptet, dass er zur Götterleugnung führte und den Ungläubigen immer wieder durch seine Extravaganzen rechtfertigt, das gilt auch von dieser lächerlichen, widersinnigen Göttermischung. Auch sie hat den Unglauben genährt. Wir werden alles zusammengefasst diese Aufnahme und Assimilation heterogener, ja entgegengesetzter religiöser Elemente nicht aus der ungeschwächten Lebenskraft des alten Glaubens herleiten, sondern eher aus seiner Schwäche und innern Zersetzung, infolge deren er den eindringenden orientalischen Elementen keinen Damm mehr entgegenzusetzen vermochte. Nur auf faulem Boden entwickeln sich solche Gewächse.

Der tragische Zeus.

Einen entscheidenden Angriff gegen die Existenz der Götter und vor allem einer göttlichen Vorsehung führt Lukian in dem höchst dramatischen Doppeldialog der *„tragische Zeus"*. Der erste Teil spielt im Olymp, wo die Nachricht einer bevorstehenden Disputation zwischen dem Stoiker Timokles und dem Epikureer Damis über die göttliche Vorsehung in den Reihen der Götter eine Panik verursacht. Rasch werden von Hermes die Götter zusammenberufen, um in einer gemeinsamen Beratung das drohende Unheil abzuwenden. Nach einigen Rangstreitigkeiten tritt Momos als Ankläger gegen die Götter selbst auf: sie hätten durch eigene Schuld den Unglauben verbreitet, da sie sich nie viel um die göttliche Weltordnung bekümmert hätten. Durch zweideutige

Orakelsprüche seien die Menschen irre geführt worden, und die göttlichen Liebeshändel hätten den Leuten allen Respekt vor ihnen genommen. Zeus wird aufgefordert, den Blitzstrahl auf das Haupt des götterleugnenden Epikureers niederzuschleudern, Herakles macht sich anheischig, die Collonade der Stoa, wo die Disputation stattfinden soll, umzureissen. Aber diese und ähnliche Vorschläge scheitern an den Grenzen der göttlichen Allmacht. Denn über ihnen allen steht das unergründliche Fatum, dem sogar Zeus unterworfen ist. So müssen sie denn Augenzeugen des philosophischen Streites sein, der sich in der Stoa zu Athen vor zahlreichem Publikum abspielt. Damit beginnt der zweite Teil — das Wortgefecht der beiden Philosophen, hin und wieder unterbrochen durch eine Zwischenbemerkung der zuhörenden Götter. Als ersten Beweis für die Existenz und Vorsehung der Götter führt der Stoiker die Weltordnung ins Feld. Der Epikureer leugnet sie nicht; aber für ihn ist sie ein Werk des Zufalls. „Dass ein gewisser Zusammenhang unter den Dingen ist," sagt Damis, „gebe ich gerne zu; aber man hat deswegen nicht gleich nötig zu glauben, dass er das Werk eines vorbedachten Planes sei. Was du Anordnung nennst, ist vielleicht eine blosse Notwendigkeit." Die folgenden Einwände des Timokles, der Dichter wie Homer und Euripides als Zeugen seiner Anschauung anruft, widerlegt Damis mit Leichtigkeit und Humor. „Dass Homer ein guter Dichter gewesen sei, wird dir gerne jedermann zugeben; aber niemand, dass er oder irgend ein anderer Dichter als ein Zeuge der Wahrheit in Sachen dieser Art aufgestellt werden könne." „Auch die sichtbare Darstellung der Götter bei den Tragikern beweist nichts für ihr Dasein. Ja gerade Euripides hat da, wo ihm die Fabel, die er bearbeitet, freie Hände lässt, eine sehr aufgeklärte Anschauung von den Göttern ausgesprochen." Auch der allgemeine Volksglaube und die zahlreichen Orakel, auf die sich der Stoiker beruft, beweisen dem Epikureer nichts, bieten ihm dagegen Gelegenheit, den Gegner immer mehr

in die Enge zu treiben und seine Ansicht lächerlich zu machen. Schliesslich weiss sich der Stoiker nicht anders zu helfen, als dass er den Kultus als Beweis für das Dasein der Götter aufstellt und in genialer Schlussfolgerung erklärt: „Wenn es Altäre gibt, so gibt es auch Götter! Es gibt Altäre, folglich gibt es Götter!" Da hat Damis genug. Unter schallendem Gelächter des Epikureers und des Publikums endigt die Disputation. Der unterlegene Stoiker antwortet mit — Schmähungen und Drohungen. Hermes tröstet die niedergeschlagenen Götter mit den Worten: „Ist es denn ein so schreckliches Unglück, wenn eine kleine Zahl von Menschen mit dieser götterfeindlichen Gesinnung nach Hause geht? Denn die Anzahl der Gläubigen ist gross: die Mehrzahl der Griechen, die grosse Masse und alle Barbaren."

Im Hinblick auf diese letzten Worte des Hermes darf man annehmen, dass zu Lukians Zeit die Zahl der Gottesleugner keine gar grosse war. „Lukians Zeugnis," meint Friedländer,[20] „fällt um so schwerer ins Gewicht, da er ohne Zweifel lieber die entgegengesetzte Wahrnehmung konstatiert hätte." Auch der letzte Ausweg des Stoikers, der das Dasein der Götter aus dem Vorhandensein eines Kultus herleitet, ist indirekt ein Beweis, dass die grosse Masse mit Zähigkeit an den Kultgebräuchen hing; denn dieser stoische Trumpf war wohl schwerlich für den Epikureer bestimmt, sondern ist für das grosse Publikum berechnet gewesen, um dasselbe gegen Damis aufzureizen. Denn wer am Kultus rüttelte, der hatte es mit dem Volke verdorben. Uebrigens beteiligten sich auch die Epikureer, dem Beispiele ihres Meisters folgend, an dem üblichen Gottesdienste.

Der Dialog gehört zu den vollendetsten Werken Lukians. Die kunstvolle Scenerie, sprudelnder Witz und Humor, beissende Satire, treffende Charakterisierung der Götter und der disputierenden Philosophen, die elegante, bilderreiche Sprache: alles trägt das Gepräge der Meisterschaft.

Lukian greift hier eine schwache Stelle des vulgären Götterglaubens mit den Waffen der *Epikureer* an, mit denen schon ungefähr 200 Jahre vorher der geniale *Lucrez* in seinem philosophischen Lehrgedicht „de rerum natura“ jenen kühnen und glänzenden Waffengang gegen die Religion ausgeführt hatte. Epikurs Lehre mit ihrer Tendenz aufs praktische Leben und ihrer Verachtung jeglicher Speculation hatte bei den führenden Geistern Roms bald Anklang gefunden und schlug neben dem Stoicismus auf römischem Boden starke Wurzeln. Vor allem waren jene heiteren Dichternaturen, die sich im Glanze der augusteischen Gunst sonnten, dieser Philosophie ergeben, und durch ihre Dichtungen flutet ein ungetrübter Strom jener heitern Lebenslust, die aus Epikurs Lehre quoll. Epikur gehört zu den edelsten Gestalten, die das Altertum hervorgebracht hat. Er ist kein Gottesleugner, er leugnet nur den Einfluss der Götter auf die bestehende Weltordnung, die ein Produkt der Naturgesetze ist. Die göttliche Vorsehung ist eine Erfindung der Menschen, welche diese Gesetze nicht kennen. Seine Götter sind selige Wesen, die sich um den Gang der Welt nicht kümmern und ihn nicht beeinflussen; er verehrt sie als ideale Gestalten. Lukian war kein Epikureer, überhaupt kein Anhänger irgend einer philosophischen Sekte, der er bis in alle Consequenzen gefolgt wäre. Er hat sich in dem Dialog auf den Boden der Epikureer gestellt, weil ihm die Argumente derselben gegen das Vorhandensein einer göttlichen Vorsehung gefielen und seiner Philosophie des gesunden Menschenverstandes am ehesten entsprachen. Dass ihn aber kein engeres Band mit den Epikureern zusammenschloss, geht daraus hervor, dass er in seinen philosophischen Satiren auch sie so wenig wie die übrigen Philosophen verschonte. Immerhin entsprachen der Epikureismus und auch edlere Formen des Kynismus seiner Weltanschauung noch am ehesten, und er hat in seinen philosophischen Satiren hin und wieder eine günstigere Beurteilung der beiden Sekten

durchblicken lassen. In der letzten Zeit seines Lebens, bei der Abfassung seines „Alexander“ hat es den Anschein, als ob er für Epikur entschiedener Partei nehmen würde.[21]

**Der überführte Zeus.**

In dem nun folgenden Dialoge *„der überführte Zeus“* stellt sich Lukian auf den Standpunkt des ***Kynismus.*** Die Kyniker teilten mit den Epikureern den Widerwillen gegen den Volksglauben, hielten dagegen strenger als diese am Gottesglauben fest. „Sie sind die am reinsten deistische Sekte, die das hellenisch-römische Altertum hervorgebracht hat“ urteilt ein Kenner.[22] Ihre unermüdliche Polemik gilt vor allem dem Orakelunwesen, den Opfern, Mysterien, Traumdeutereien und all den Kultusgebräuchen, die der Polytheismus im Gefolge hatte. Die Kyniker waren die Philosophen der Entsagung und Bedürfnislosigkeit, die ihren idealen Vertreter in der Person des allbekannten Diogenes von Sinope erblickten. Als das alte Hellas seiner Auflösung entgegenging, kam die Sekte auf, verschwand aber wieder unter der Herrschaft der griechisch-römischen Civilisation. Erst als auch sie im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt deutliche Anzeichen ihres Niedergangs aufwies, war auch der Kynismus wieder da. In gesunder Luft gedieh er nicht. Wohl fehlte es der Sekte in früherer Zeit nicht an edlen Gestalten; aber zu Lukians Zeit war sie eine bloss äusserliche Nachäffung des früheren Kynismus. Struppiges Haar, ein langer Bart, ein Philosophenmantel und Knüttel, ein grosses Quantum frecher Bettelei, Unflätigkeit und Heuchelei machten den kynischen Philosophen aus. Lukian, der allen Gebrechen seiner Zeit mit beissender Satire zu Leibe rückte, war nicht ihr Freund. Er schont sie in seinen Schriften nicht, sondern verfolgt sie, wo er nur Gelegenheit findet, mit unsäglichem Spotte. In der „Philosophenversteigerung“ wird der Kyniker um die niedrigste Summe, um 2 Obolen losgeschlagen. Im „Philosophengastmahl“ zeigt er uns in der Figur des Alkidamas die ekelhafteste Unflätigkeit der Sekte, in der Schrift „das Lebensende des Peregrinus“ ihre Unsittlichkeit und Ver-

worfenheit. In einer weitern Philosophensatire „die entlaufenen Sklaven“ entpuppen sich die Kyniker als flüchtige Sklaven und Ehebrecher. Mit der vom Scholiasten erzählten Legende, dass Lukian von den Hunden (ὑπὸ κυνῶν) zerrissen worden sei, hat sich der Kynismus an dem Satiriker gerächt. Bernays[23] hat Lukian das Verständnis für diese philosophische Sekte rundweg abgesprochen: „Es bedurfte einer Kenntnis der Tiefen und Höhen der Menschennatur, um der doppelartigen Erscheinung des Kynismus Tadel und Lob gerecht zuzumessen. Ein Mann wie Lukian war dazu unfähig. Man darf vielleicht behaupten, dass der echte Kynismus dem Lukian noch unleidlicher gewesen, als der erheuchelte.“ Meines Erachtens darf man aber nicht vergessen, dass Lukian nichts anderes beabsichtigt, denn als Satiriker das faktische Zerrbild des Kynismus seiner Zeit zu geisseln. Die Sekte bot dem Kenner der Zeit und Zeitverhältnisse gar viel des Verkehrten und Erheuchelten. Um den Philosophenlorbeer hat er sich ja nie beworben. Dass er übrigens dem Kynismus auch bessere Seiten abzugewinnen wusste, beweist die Gestalt des Menippus, den er in zahlreichen Schriften so hoch stellt. Jedenfalls in einem scheint er mit ihnen einig gewesen zu sein, in der Verachtung des vulgären Volksglaubens. Und so hat er denn in der Schrift „der überführte Zeus“ einen Kyniker zu seinem Wortführer gemacht, dem er den Namen Kyniskos („Hündlein“) gibt.

Kyniskos kommt zu Vater Zeus: „Nicht mit Bitten um Reichtum, Gold oder Königsherrschaft will ich dich belästigen, wie die andern Menschen, sondern nur eine kleine Frage möchte ich mir erlauben. Was hat es denn für eine Bewandtnis mit den Parzen, der Schicksalsgöttin und der Tyche. Wer ist von diesen Mächten die oberste, und stehen die Götter auch unter ihnen?“ Nach der Antwort des Gottes schliesst der Fragesteller bündig: „Wenn das Leben eines jeden Menschen von Parzen und Schicksalsgöttin zum voraus bestimmt ist, und die Götter selbst unter der Herr-

schaft dieser hohen Mächte stehen, so haben die Opfer und Gebete, durch die die Gläubigen von den Göttern Gutes erflehen, keinen Sinn, da es ja nicht in der Macht derselben steht, auch nur das geringste im Menschenleben anders zu gestalten, als es die Parzen bestimmt haben. Den Einwand Jupiters, dass man ihnen nicht des Vorteils willen opfere, sondern weil man sie als vollkommenere Wesen verehre, widerlegt der Kyniker leicht, da er mit der Chronique scandaleuse des Olymp wohl vertraut ist. Kronos schmachtet im Tartarus, Hephäst ist lahm, Apollo hat bei Admet gedient und Poseidon bei Laomedon. Prometheus war an den Kaukasus geschmiedet u. s. w. Zeus entgegnet, dass die Schicksalsgöttin alles durch die Götter ausführe. „Also seid ihr nur das Werkzeug in der Hand des Schicksals, wie Axt und Bohrer in der Hand des Zimmermanns. Da sollte man füglich dem Schicksal opfern.“ „Aber wir offenbaren dem Menschen die Zukunft durch Orakel,“ erwidert Zeus. „Es hat aber keinen Zweck, die Zukunft zu kennen, wenn es doch nicht in der Macht des einzelnen Menschen liegt, etwas zu ändern. Übrigens hinken die Orakel alle. Auch um die göttliche Vorsehung ist es schlimm bestellt; die Guten sind auf Erden verfolgt, die Schlechten leben in Reichtum und Ehre. „Nach dem Tode,“ meint Zeus, „wird diese Ungerechtigkeit ausgeglichen werden.“ Folgerichtig antwortet ihm der Kyniker: „Wenn der Mensch nichts aus freiem Willen thut, sondern unter der Macht des unabänderlichen Schicksals steht, darf er für das Gute, das er thut, nicht belohnt und für das Böse, das er verübt, nicht bestraft werden. Das Schicksal ist schuld an allem.“ Jupiter ist so in die Enge getrieben, dass er dem Kyniker jede weitere Antwort verweigert, obgleich der Philosoph noch gerne gewusst hätte, wo eigentlich diese Schicksalsgöttinnen sind und wie sie, da doch nur drei sind, diese Riesenarbeit bewältigen können. „Aber,“ meint er scherzhaft, „vermutlich ist es nicht in meinem Schicksal, mehr zu wissen.“

Die beiden Dialoge vom *„tragischen“* und *„überführten“* Zeus gehören zusammen und sind jedenfalls bald nach einander geschrieben worden. Im ersten Dialog wird vom Standpunkte der Epikureer die Vorsehung der Götter bestritten, im zweiten Dialog wird dieses Thema ebenfalls kurz behandelt, dann aber werden von einem Kyniker hauptsächlich die auf Homer und Hesiod basierenden Widersprüche in der griechischen Theologie aufgedeckt. Die Vorstellung eines allgewaltigen Schicksals, das selbst über den Göttern steht, das bald Tyche, bald Heimarmene, bald Moiren benannt wird, steht mit dem Volksglauben, der von den Göttern alles erwartet, im direkten Gegensatz. Schon in Homers[24] Weltanschauung lag ein Widerspruch, der durch keine Künste der Interpretation hinwegzudisputieren ist. Bald neben, bald über Zeus steht und schwebt eine dunkle Schicksalsmacht, die Moira, und die Götter scheinen nur das zu vollziehen, was im Willen dieses Schicksals liegt. Oft allerdings fliessen die Götter und Moira in eins zusammen, aber aus andern Dichterstellen geht wieder deutlich hervor, dass zwischen beiden doch ein gewisses Abhängigkeitsverhältnis obwaltet. Diese Keime gestalteten sich unter den mannigfachen Wandlungen der griechischen Religionsanschauungen immer mehr zu einem evidenten Widerspruche in der Theologie aus, da in der nachhomerischen Zeit die Moira und Tyche und die Parzen ein selbständiges Dasein neben den Göttern erstrebten.[25] Einer Zeit mit tiefinnerlichem Glaubensbedürfnis kam der Widerspruch, der sich zwischen dem Volksglauben von der absoluten Macht des Zeus und der Annahme eines alles beherrschenden Schicksals (Moira) und später eines ebenso autokratischen Zufalls (Tyche) zeigte, weniger zum Bewusstsein. Erst als die Zeit den Glauben, die intime Herzensangelegenheit, am Tageslicht der Vernunft betrachtete, stiess man auf diese Gegensätze und suchte sie bald so, bald anders zu beseitigen, ohne jedoch zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen. Die Kluft war nicht zu überbrücken.

Dass man in einer Zeit der Skepsis und des Rationalismus im Kampfe gegen die Religion gerade an diesen Widerspruch anknüpfte, ist klar, und die Consequenzen, die man daraus zog, sind in dem lukianischen Dialog dargelegt, wo der Kyniker die Nutzlosigkeit der Opfer und Gebete daraus herleitet. Die Ausrede Jupiters, dass man ihnen ihrer Vollkommenheit wegen opfert — eine Anschauung Epikurs — widerspricht der Wirklichkeit; denn die Opfer und Gebete fasst die grosse Zahl der Gläubigen nicht so auf.

Von der thatsächlichen Bestimmung der Opfer und Gebete gibt uns nun der Satiriker im „*Ikaromenippus*" ein äusserst humoristisches Bild. Menipp wird von Zeus zu dem Orte geführt, wo er die Gebete der Menschen anhört. „Es waren da der Ordnung nach eine Reihe von Oeffnungen, der Mündung eines Brunnens ähnlich, angebracht, die mit Deckeln versehen waren, und neben jeder stand ein goldener Lehnstuhl. Jupiter setzte sich auf den ersten Stuhl, hob den Deckel auf und gab den Betenden Gehör. Nun stiegen aus allen Gegenden der Erde der Gebete viel und mancherlei empor. Ich bückte mich ebenfalls von der Seite nach der Oeffnung hin und da hörte ich: ‚O Jupiter, lass mich König werden!' ‚O Jupiter, lass meine Zwiebeln und Knoblauch gedeihen!' Ein anderer rief: ‚wenn ich doch meine Frau bald erben könnte!' Noch ein anderer: ‚möchte mein Anschlag gegen meinen Bruder wohl von statten gehen.' Ein dritter bat um einen glücklichen Ausgang eines Rechtshandels, ein vierter wollte zu Olympia gekrönt sein. Ein Schiffer bat um Nordwind, ein anderer um Südwind, ein Bauer um Regen, ein Walker um Sonnenschein. Die gerechten Bitten wurden durch die Oeffnung eingelassen und zur rechten Hand gelegt: die ungerechten und vergeblichen aber blies Jupiter, ehe sie den Himmel erreicht hatten, wieder zurück." In ähnlicher Weise bittet in den „*Saturnalien*" ein Saturnpriester um Vermögen, viele Sklaven, schöne Kleider und andere Kostbarkeiten.

Der Orakelglaube.

In beiden Dialogen trifft auch ein Seitenhieb den *Orakelglauben* seiner Zeit. Die hochberühmten Orakelstätten des alten Griechenland wie z. B. Delphi hatten mit dem Untergange der griechischen Freiheit ihre Bedeutung verloren; aber je mehr die griechische Kultur im Römerreiche die Oberhand bekam, desto grösser wurde auch wieder das Ansehen der Orakelstätten, die von nah und fern, von hoch und niedrig sich eines erneuten Zuspruchs erfreuten. Besonders scharf war die Polemik der Kyniker gegen den Orakelunfug. Oinomaos[26] von Gadara hat in einer Schrift „die Entlarvung der Gaukler (*Γοήτων φωρά*) das delphische Orakel des Apollo aufs heftigste angegriffen. Lukian vergleicht sie mit Hermesbildern, die zwei Gesichter haben. Im 3. Totengespräch werden die beiden Orakeldeuter Amphilochos und Trophonios als Betrüger entlarvt. Menipp fragt sie in der Unterwelt: „Wie kommt ihr dazu, auf der Welt als Propheten zu gelten, da ihr doch so tot seid wie alle andern hier?“ „Was können wir dafür, wenn die Narren solches von Toten glauben!“ ist ihre ehrliche Antwort. Im 13. Totengespräch wird der Seher Tiresias verspottet und das Urteil des Menippus über diese Art Leute wird in die Worte *ἔθος γὰρ ὑμῖν μηδὲν ὑγιὲς λέγειν* zusammengefasst. Oft muss der berühmte Orakelspruch, der dem Krösus vom delphischen Orakel erteilt wurde, herhalten. In der Schrift „Charon“ sucht der weise Solon dem Krösus klar zu machen, dass er mit den nach Delphi gesandten Schätzen nicht den Gott Apollo, der sie nicht braucht, bereichere, sondern andere Leute, die Phokier, Böotier, Delphier, oder einen einzelnen Fürsten oder gar Schurken.

Alexander.

Eine der kulturhistorisch interessantesten Schriften Lukians *„Alexander oder der Lügenprophet“* zeigt uns am deutlichsten, welchen Einfluss im zweiten nachchristlichen Jahrhundert die Orakel genossen und was für ein unglaublicher Schwindel damit getrieben wurde. Die Berichte Lukians über diesen Propheten streifen beinahe ans Unglaubliche

und wurden früher auch als übertrieben betrachtet; seither hat aber die historische Forschung auf Grund unwiderlegbarer Beweise die Angaben Lukians bestätigt.[27]

Alexander war ein etwas älterer Zeitgenosse Lukians; er ist in der letzten Zeit der Regierung Mark Aurels gestorben im Alter von nicht ganz 70 Jahren. Nach der Schilderung Lukians, der ihn persönlich kannte, war er eine stattliche, Ehrfurcht gebietende Erscheinung von hoher Intelligenz und weltmännischer Beweglichkeit. Als Knabe trat er bei einem Landsmann und Schüler des Apollonius von Tyana in die Lehre, von dem er in die ärztliche Kunst und nebenbei auch in die geheimen Künste der Magie eingeweiht wurde. Nach dem Tode seines Lehrmeisters betrieb er zusammen mit einem gewissen Kokonas in Bithynien und Makedonien das einträgliche Gewerbe eines Schwarzkünstlers. Durch die Leichtgläubigkeit des Volkes ermutigt, beschlossen die beiden, ein Orakel zu gründen und wählten als Ort dazu die Vaterstadt Alexanders, Abonuteichos in Paphlagonien unter der richtigen Voraussetzung, dass die Paphlagonier, ein abergläubisches, beschränktes Völklein, die Entwicklung der Orakelstätte begünstigen würde. In Chalkedon, einer Stadt am schwarzen Meere, vergruben sie ein paar eherne Tafeln, worauf die Ankunft des Gottes Aesculap und Apollo in Abonuteichos angekündigt war. Die Tafeln wurden von ihnen wieder aufgefunden; die Botschaft, die sie enthielten, verbreitete sich wie ein Lauffeuer in Bithynien, Pontus und Paphlagonien, und die Einwohner von Abonuteichos beschlossen sogleich zur Aufnahme der hohen Gäste einen Tempel zu erbauen. Das Fundament dazu war bereits ausgegraben, als Alexander als Abkömmling des Perseus und Aesculap in einem phantastischen Aufzuge in seiner Vaterstadt anlangte und auf den Strassen der Stadt in künstliche Ekstase geriet. Er zog vor den staunenden Bewohnern aus einer Wasserlache des Tempelfundamentes ein Gänseei, das er in der Nacht zuvor dort vergraben hatte; darin befand sich

der Gott Aesculap in Form einer kleinen Schlange. Das schlau ersonnene Wunder that seine Wirkung. Von nah und fern strömten die Paphlagonier herbei, um den neuen Gott zu bestaunen. Alexander zog sich in ein halbdunkles Gemach seiner Wohnung zurück und zeigte dort eine völlig ausgewachsene Schlange, die er von Makedonien mitgebracht hatte. Statt des wirklichen Kopfes der Schlange, den er geschickt in seinem Gewande verbarg, wies er einen künstlich aus Leinwand hergestellten menschenähnlichen Kopf vor, der durch einen natürlichen Mechanismus den Mund öffnen und schliessen und mit Hilfe eines Orakeldieners, der sich hinter einem Vorhange befand, sogar sprechen konnte. Alsbald machte Alexander bekannt, dass der neue Gott, den er Glykon nannte, Orakel erteilen werde. Die Fragen an das Orakel wurden in versiegelten Schreibtäfelchen eingereicht. Der Prophet, der durch verschiedene Kunstgriffe das Siegel zu lösen wusste, schrieb die Antwort des Gottes darauf und gab das wiederum versiegelte Schriftstück dem Fragesteller zurück. Für jeden Orakelspruch verlangte er etwas über einen Franken und seine jährlichen Einnahmen beliefen sich nach den Angaben Lukians auf 70—80,000 Franken, womit er allerdings noch eine zahlreiche Dienerschaft, Agenten, Exegeten, Orakeldichter u. s. w. zu unterhalten hatte. Durch geschickte Reklame vermochte er aber die Einkünfte von Jahr zu Jahr zu steigern. Umsonst suchten die Epikureer, die dem Schwindel auf die Spur gekommen waren, ihm das Handwerk zu legen. Es genügte nur, seine Gegner als Atheisten und Christen zu bezeichnen, um das abergläubische Volk auf seine Seite zu bringen. Der Ruf des Orakels drang bis nach Rom. Nicht nur das gemeine Volk, sondern hohe römische Würdenträger anvertrauten sich dem Orakelspender. Der Gouverneur von Kappadokien wandte sich an ihn und vor allen der einflussreiche Römer Rutilianus, der dem Propheten nicht nur die Häuser der vornehmsten Römer öffnete, sondern auf Grund eines Orakels sogar die Tochter Alexan-

ders heiratete. Sogar der Kaiser Mark Aurel liess auf Anraten des paphlagonischen Orakels beim Ausbruch des Markomannenkrieges zwei Löwen in die Donau werfen. Da aber das römische Heer trotzdem unterlag, wusste sich Alexander nach dem berühmten Muster des delphischen Orakels, das Krösus vor der Ueberschreitung des Halys befragt hatte, zu entschuldigen. Politische, staatsgefährliche Anfragen behielt er zurück und brachte so die Fragesteller in seine Gewalt. Lukian, der sich einige Zeit in Abonuteichos aufhielt, stellte einige verfängliche Fragen an das Orakel, die in lächerlicher Weise beantwortet wurden. Dadurch zog er sich den Hass des Schwindlers zu, und da dieser ausserdem wusste, dass Lukian dem Rutilianus von der Heirat mit seiner Tochter abgeraten hatte, stellte er ihm nach dem Leben. Nur durch Zufall zog sich Lukian aus seinen Schlingen, und als er deshalb den Propheten öffentlich anzuklagen versuchte, wurde der Prozess vom Gouverneur von Bithynien niedergeschlagen. So konnte Alexander sein Gaukelspiel unangefochten ein ganzes Menschenalter hindurch fortführen, und selbst nach seinem Tode dauerte der Schwindel noch längere Zeit fort.

Wir begreifen, dass Lukian in seinen Satiren nach solchen Erfahrungen als ein erbitterter Gegner des gesamten Orakelwesens auftritt und den Unfug, wo und wie er nur kann, geisselt.

**Mysterien.** Mit dem Orakeldienste verwandt ist der religiöse Geheimdienst, die *Mysterien*. Schon in vorchristlicher Zeit sah sich der römische Senat genötigt, gegen bedenkliche Auswüchse dieser Geheimkulte mit strengen Gesetzen einzuschreiten. Mit dem Eindringen fremder Gottheiten in die griechisch-römische Religion fanden auch fremdländische Mysterien Verbreitung. Unter der abergläubischen Bevölkerung zählten sie eine Unmenge Eingeweihter. Die Ceremonien und Schaustellungen, die in vielen dieser Mysterien gebräuchlich waren, waren so widersinnig und lächerlich, dass

auch hier der Satiriker Stoff in Hülle und Fülle vorfand. So schildert uns Lukian in der „Höllenfahrt“ ein solches Ceremoniel, wie es bei der Einweihung üblich war. Der Kyniker Menipp, der die Unterwelt aufsuchen will, begibt sich nach Babylon zu einem Magier, namens Mithrobarzanes, einem Schüler Zoroasters, um von diesem in die Unterweltsmysterien eingeweiht zu werden. Der Zauberer wusch den Menipp 29 Tage lang jeden Morgen vor Sonnenaufgang im Euphrat und murmelte dazu ein unverständliches Gebet. Dann spuckte er ihm dreimal ins Gesicht. Während dieser Zeit musste sich Menipp an eine vorgesetzte strenge Diät halten. Nach Ablauf dieses Termins fand um Mitternacht im Tigris eine neue Reinigung statt. Der Magier umkreiste dabei den Täufling mit einer Meerzwiebel und allerlei andern Dingen in der Hand, sprach dazu ein unverständliches Gebet und führte ihn schliesslich rücklings nach Hause. So vorbereitet, konnte der Kyniker die Hadesfahrt unternehmen.

Dass in einem Zeitalter, in dem der Götterglaube noch solche Triumphe feierte, wo Orakelstätten von einem Tag auf den andern entstehen und sich mit solcher Schnelligkeit über das gewaltige Reich verbreiten konnten, wo die Mysterien ihre Anhänger nach Tausenden zählten, auch der *Wunderglaube* lebendig war, ist von vorneherein begreiflich. Die griechisch-römische Religion mit ihrem Anthropomorphismus, ihrer Unzahl von Götterbildern, ferner das Bestreben, in dem Kampfe der Religionen auch hierin dem aufkeimenden Christentum nicht nachzustehen, begünstigten den Wunderglauben ausserordentlich. In allen Erscheinungen der Natur und des täglichen Lebens, wo für den aufgeklärten Kopf Gesetz und Zufall wirkten, sah der Gläubige den unmittelbaren Einfluss der Götter.[28] **Wunderglaube.**

Auch in dieser Richtung trat Lukian mit der ganzen Wucht seiner Satire auf. Im „Alexander“ zeichnet er in charakteristischen Zügen das wundersüchtige Volk des römischen Ostens, das alles glaubt und gerade dem Wider-

sinnigsten am willigsten sein Herz öffnet. Im „Lügenfreund" führt er uns in den Salon eines philosophisch gebildeten Atheners Eukrates, wo sich die Philosophen aller Sekten zusammengefunden haben und sich gegenseitig mit der Erzählung der wunderbarsten Erlebnisse die Zeit vertreiben. Welch' ein Wust krassesten Wunderglaubens steckt in diesen Köpfen! Schon längst hatte man den Götterbildern göttliche Kraft zugeschrieben und sie als die Götter selbst betrachtet. Im Hause des Eukrates heilt sogar die Statue des Feldherrn Pelichus Krankheiten, spaziert zur Nachtzeit im Hause und Hof umher, badet sich im Brunnen und martert einen Sklaven, der sie der Geldopfer beraubt hat, zu Tode. Im Haus des Arztes Antigonus geht ein bronzener Hypokrat, so oft die vor ihm stehende Lampe erlischt, polternd durch alle Zimmer und mengt die Medikamente durcheinander. Dem Eukrates ist Hekate leibhaftig in riesenhafter Gestalt erschienen; vor ihm hat sich die Erde geöffnet, und er hat mit eigenen Augen in die Unterwelt hinabgesehen und unter den wandelnden Schatten seinen eigenen Vater erkannt. Einem andern wurde der Tod seines Nachbars vorausgesagt. Ein dritter, ein Arzt, kannte einen Patienten, der zwanzig Tage nach seiner Beerdigung wieder aufstand. In diesem philosophischen Kränzchen werden auch jene Zaubereien des Pankrates, die den Stoff zu Gœthe's „Zauberlehrling" gaben, von einem Augenzeugen mitgeteilt. „Das sind die Leute, denen man den Unterricht der Jugend in der Weltweisheit anvertraut und die von männiglich angestaunt werden, den grauen Kopf abgerechnet, wahre Kinder am Verstande", urteilt Lukian über diese Gesellschaft.

Totengespräche.

Schliesslich erübrigt uns noch, auf die Vorstellungen vom jenseitigen Leben, wie sie in den Satiren Lukians zum Ausdruck gelangen, kurz einzutreten. Er beschäftigt sich in seinen Schriften vielfach mit dem Leben nach dem Tode. Verlockend malt er uns die elysischen Gefilde, den Aufenthaltsort der Guten. Er schildert uns die Schrecken der Höllen-

qualen, die Strafen eines Tantalus, Ixion und anderer, die Totenrichter in ihrer strengen Gerichtsbarkeit, den unermüdlichen Totenfährmann Charon und den vielbeschäftigten Hermes Psychopompos, kurz alle die Gestalten und Oertlichkeiten der Unterwelt, wie sie die Alten aus ihren Dichtern kannten und zu Lukians Zeit in derselben grobsinnlichen Weise sich noch vorstellten. Zu diesen Unterweltssatiren[29] gehören: 1. Dreissig kürzere *„Totengespräche"*, teils humorvolle witzige Plaudereien der Hadesbewohner, teils Satiren ethischen Inhalts, worin die menschlichen Thorheiten, wie Habsucht, Ruhmsucht, Eitelkeit und Erbschleicherei etc. gegeisselt werden. 2. Der *„Tyrann oder die Ueberfahrt"*, worin uns Lukian eine bunt durcheinandergewürfelte Reisegesellschaft vorführt, die auf Charons Nachen über den Totenstrom fährt. Ein Fürst sträubt sich, den Nachen zu besteigen, wird aber an den Mastbaum gebunden und der Schuhflicker Mikyllus, der im Nachen keinen Platz hat, auf seine Schultern gesetzt. Vor dem Richterstuhle des Radamanthys werden alle gerichtet und je nach Verdienst belohnt oder bestraft. 3. Das *„Totenorakel"* erzählt die Hadesfahrt des Kynikers Menippus, der bei Tiresias in der Unterwelt über die Rätsel des Menschenlebens Aufklärung verlangt. 4. Der Dialog *„Charon"*, in dem ein Besuch des Totenfährmanns in der Oberwelt geschildert wird. Ausserdem beschäftigt sich ein grosser Teil des zweiten Buches der *„Wahren Geschichten"*, einer Art Münchhauseniade mit der Unterwelt. Lukian wird auf einer Reise in den Hades verschlagen und hält sich längere Zeit auf der Insel der Seligen auf. Hier trifft er die Heroen der Vorwelt und unter ihnen auch den Sänger Homer. In einer längern Unterredung fragt er ihn, was für ein Landsmann er sei, ob er die von den Homerphilologen angezweifelten Verse wirklich nicht geschrieben, ob er die Odyssee vor der Ilias verfasst habe und dergleichen — eine Verspottung philologischer Kleinigkeitskrämerei. Bei seiner Rückkehr gibt ihm Odysseus hinter dem Rücken der treuen Penelope ein Billet-doux an Kalypso mit.

In der Regel sind die Angriffe Lukians gegen den vulgären Glauben vom Leben nach dem Tode in diesen Unterweltssatiren nicht direkt, aber die Art der Darstellung, die Art, wie Lukian mit den Gestalten des Volksglaubens umgeht, lässt uns leicht erkennen, was er von ihrer Realität hält. Es ist für uns schwer begreiflich, dass die Vorstellungen vom Jenseits noch im zweiten nachchristlichen Jahrhundert in ihrer grobsinnlichen Art Gläubige gefunden haben; aber es scheint doch so gewesen zu sein. Zwar erklären Lucrez, Cicero, Seneca und Juvenal, dass diese Ammenmärchen von keinem Kinde mehr geglaubt würden, und sogar der gläubige Plutarch konstatiert, dass die Zahl derer, die an diese Dichtervorstellungen der Unterwelt glauben, nicht mehr gross sei. Aber ihnen gegenüber steht das Zeugnis Lukians in seiner Schrift *„Ueber die Trauer“:* „Der grosse Haufe oder alle die, die von den Weisen mit dem Namen Laien belegt werden, bilden sich auf Treue und Glauben Homers, Hesiods und anderer Märchenmacher, deren Poetereien für sie das Ansehen eines Gesetzes haben, festiglich ein, es gebe tief unter der Erde einen gewissen Ort, Hades genannt.“ Nun schildert uns Lukian diese Unterweltsvorstellung des Volkes eingehend, begleitet sie mit satirischen Glossen und weist auf die zahlreichen Widersprüche in der Vorstellung hin. „Diesen Vorstellungen zufolge, die nun einmal in den Köpfen der Meisten festsitzen, ist das erste, was sie, wenn einer von den ihrigen gestorben ist, zu thun haben, dass sie ihm einen Obolos in den Mund stecken, damit er den Fährmann bei seiner Ueberfahrt bezahlen könne.“ Dann durchgeht er alle die durch diese mythologische Vorstellung bedingten Bestattungsgebräuche und macht sie als Thorheiten lächerlich. Besonders gegen die konventionelle Totenklage und den Leichenschmaus richtet er die Pfeile seiner Satire. Lukian bezeugt also ganz bestimmt, dass diese Dichterprodukte im Volksglauben noch zu seiner Zeit ihren vollen Kurs besassen. Was die entgegengesetzten Zeugnisse der

genannten römischen Autoren betrifft, so darf man nicht vergessen, dass diese dabei vor allem das römische Volk vor Augen haben und dass diese Unterweltsfabeln eben Produkte griechischer Dichter waren, die allerdings in Rom ebenso fleissig gelesen wurden, wie in Griechenland, deren Anschauungen aber doch nur allmählich in den römischen Volksglauben übergingen. Bei dieser Völkermengung im Römerreich zur Zeit Lukians war dieser Prozess jedenfalls weiter fortgeschritten, als zur Zeit Juvenals oder gar Ciceros.

Aus der genannten lukianischen Schrift geht hervor, dass das Volk sich das Leben „jenseits der Urne“ gerade so dachte, wie das diesseitige Leben; die Schatten der Abgeschiedenen hatten dieselben Bedürfnisse und Lebensgewohnheiten, wie die Erdbewohner. Deshalb gaben die Hinterlassenen den Toten eine Menge von Gegenständen, Kleider, Schmuck, Waffen, Bücher, Toilettengegenstände, Spielsachen, kurz alles was der Tote im Leben bedurft hatte, mit ins Grab. Dass selbst Gebildete diese Gebräuche mitmachten, geht aus einer hübschen Anekdote, die Lukian in seinem „Lügenfreund“ erzählt, hervor. Der Philosoph Eukrates hat seine Frau bestattet und ihr Schmuck und Kleider mitgegeben. Am siebenten Tage darauf, als er gerade in die Lektüre von Platons Schriften vertieft war, sei sie plötzlich bei ihm eingetreten und habe noch den einen Pantoffel, den der Mann mitzugeben vergessen hatte, gefordert und die Stelle bezeichnet, wo er unter dem Kasten liege. Auch im „Charon“ streift Lukian diese Gebräuche. Charon wünscht bei seinem Besuche der Oberwelt die Gräber der Toten zu sehen und richtet an seinen Begleiter Hermes die Frage: „Warum salbt und bekränzt das Volk die Grabsteine, zündet Feuer an, giesst Wein und Honig in die Grube?“ Hermes: „Was das den Toten helfen soll, weiss ich nicht, aber die Lebenden glauben fest, die Seelen der Verstorbenen kämen zurück und labten sich, an dem Rauch herumflatternd, an dem Geruche der verbrannten Speisen

und schlürften den Honigwein aus den Gruben." Charon: „O ihr albernen, unwissenden Leute, die ihr nicht wisst, wie sehr verschieden der Zustand der Toten und Lebenden ist."

**Lohn und Strafe.** Auch die Vorstellungen von dem *Lohn und der Strafe* in der Unterwelt waren nicht geläuterter. Die Anschauung der Menge war nach Lukian folgende: „Die Totenrichter schicken die Guten in das elysische Gefilde, wo sie das seligste Wonneleben erwartet, die Bösen dagegen übergeben sie den Erinnyen, welche sie in den Ort der Gottlosen hinabstürzen, um daselbst nach Massgabe ihrer Verbrechen gestraft zu werden. Die Qualen, die sie hier auszustehen haben, sind entsetzlich. Sie werden mit allen Arten von Torturen gepeinigt, werden gebraten, von Geiern zerrissen, auf einem Rade herumgedreht und müssen ungeheure Steine berganwälzen; die Menschen hingegen, die in ihrem Leben weder gut noch böse, sondern so etwas zwischen beiden gewesen sind, irren ohne Körper auf der Wiese herum, in eine Art von Schatten verwandelt, die, wenn man sie anrühren will, einem wie Rauch aus den Händen schwinden." Jeder Tote wird einzeln gerichtet. Ihre Schatten treten vor dem Richterstuhle des Minos als Zeugen auf, Ankläger sind die Brandmale, die jedes Verbrechen auf der Seele des Uebelthäters zurücklässt. Sogar die Lampe und das Bett werden als Zeugen der Verbrechen angehört. Der Satiriker begnügt sich aber nicht damit, dass er wie in den Totengesprächen diese Zustände im Hades mit zuckenden Mundwinkeln erzählt oder sie wie in der Schrift „Ueber die Trauer" als Wahnvorstellungen und Poetenmache bezeichnet, sondern er weist auch an einigen Stellen direkt auf innere Widersprüche hin. Jm 18. Totengespräch macht er sich über die Strafe Tantalus lustig, da kein Toter Wasser bedarf und Wasser trinken kann. Im 30. Totengespräch beweist der Strassenräuber Sostratos, der für seine Frevel in den Feuerstrom geworfen werden soll, dass die Totenrichter kein Recht hätten, ihn zu bestrafen,

da er als Werkzeug der Schicksalsgöttin die Verbrechen verübt habe und nicht aus eigenem freiem Willen. Demnach hält Lukian vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes und des Determinismus eine Vergeltung im Jenseits für ausgeschlossen.

Auch der *Heroenkult*, der in der Kaiserzeit weit verbreitet war, wird nicht verschont. Im 3. Totengespräch moquiert sich Lukian über den Begriff Heros. Menipp fragt den Halbgott Trophonius: „Sag mir, grosser Prophet, was ist ein Heros, mir ist es ein wahres Rätsel.“ Trophonius: „Ein aus Mensch und Gott zusammengesetztes Wesen.“ Menipp: „Ich verstehe nicht ganz, was du damit meinst, aber dass du über und über tot bist, das seh ich deutlich.“ Im 16. Totengespräch macht der Kyniker Diogenes sich über den von Homer stammenden Dualismus in der Person des Herakles lustig; dass er nämlich zugleich Gatte der Hebe und Schatten der Unterwelt sei. Diogenes setzt ihm so zu, dass er schliesslich sein Heroentum mit der Keule beweisen will. Allzu eifrige theologische Interpreten haben die Verspottung des Begriffes „Heros“ in den genannten Totengesprächen unter völliger Verkennung Lukians als einen Seitenhieb auf den christlichen Dualismus in der Auffassung Jesus auslegen wollen. **Heroenkult.**

Der Heroenkult scheint auch von Einfluss gewesen zu sein auf den römischen *Kaiserkult*. Die Idee von der Göttlichkeit der Monarchen, verstorbener und lebender, stammt aus dem Orient und hat ihre Blütezeit unter Alexander dem Grossen und seinen Nachfolgern erreicht. Mit der Ausdehnung des Römerreiches drang sie auch in römische Verhältnisse ein. Allen römischen Kaisern wurden göttliche Ehren erwiesen. Die Ehrung hatte bei den geistig höher Stehenden ihren Grund in übertriebener Schmeichelei, beim grossen Haufen aber war sie der Ausfluss frommen Glaubens. Wohl gab es auch Männer, denen diese Vergötterung der Kaiser und ihrer Günstlinge widerstrebte. Zu diesen ist auch **Kaiserkult.**

Lukian zu zählen, dem die Bekämpfung des Heroenkultes oft nur eine Maske ist, unter der er unauffällig gegen die Apotheose der Kaiser auftreten konnte; denn als römischer Staatsbürger durfte er seine Satire nicht gegen den Kaiserthron richten. Im 13. Totengespräch bringt er Alexander den Grossen zur Einsicht, dass seine Göttlichkeit nur Priesterbetrug gewesen war. Im 14. Totengespräch spottet Philipp von Makedonien über seinen Sohn: „Meinst du nicht, dass nach deinem Tode eine Menge Leute über den Betrug lachen werden, wenn sie den Körper eines Gottes tot daliegen sehen."

Unsterblichkeit.

Die persönliche Anschauung Lukians von einem Leben nach dem Tode und der Unsterblichkeit der Seele kann aus folgenden Stellen abstrahiert werden: Im 10. Totengespräch lässt er einen über den Styx fahrenden Philosophen aus dem Grunde wehklagen, weil er an die Unsterblichkeit der Seele geglaubt habe. Noch deutlicher erklärt er im 26. Totengespräch durch den Mund des Kynikers Menippus, dass er ein anderes Leben für unmöglich halte, und in der Schrift: „Über das Lebensende des Peregrinus" bedauert er die Christen wegen ihres Glaubens an die Unsterblichkeit und an ein ewiges Leben als Unglückliche. Im „Hermotimus" meint Lykinus (Lukian): Wenn jemand das Streben nach Glückseligkeit nicht aufgibt trotz der Einsicht, dass er erst als Greis zum Genusse derselben gelangen werde, weil er es dann in einem andern Leben um so besser zu haben hofft, so komme ihm das gerade so vor, als wenn jemand die weitläufigsten Zurüstungen machte, um einmal besser speisen zu können, inzwischen aber Hungers stürbe.

Lukian und das Christentum.

Hätte man dem emporstrebenden *Christentum* im heidnischen Lager einen radikalern Bahnbrecher wünschen können als Lukian? Gewiss nicht, wenn die religionspolemische Bethätigung des Satirikers von grösserem Erfolge gekrönt und er selbst ein gründlicherer Kenner der neuen Religion gewesen wäre. Aber beides trifft bei Lukian nicht zu. Wohl hat er schonungslos die Mängel und Blössen des alten Volks-

glaubens aufgedeckt, hat den Orakel- und Wunderglauben als Verirrung menschlicher Vernunft, Gebete und Opfer als inhaltslose, unmoralische Ceremonien gebrandmarkt, die Auswüchse des Polytheismus verspottet und den Götterglauben als etwas Ausgelebtes dargestellt. Aber seine Gedanken scheinen nicht auf fruchtbares Erdreich gefallen zu sein. Mit all seinen Hieben hat er dem Volksglauben keine tieferen Wunden beigebracht; er blieb unerschütterlich bestehen, und kein litterarisches Zeugnis berechtigt uns zu der Annahme, dass die religiösen Satiren Lukians die Zahl der Gläubigen wesentlich vermindert hätten. Ja, aus seinen Schriften selbst blickt da und dort das wehmütige Geständnis durch, dass er eine Danaïdenarbeit verrichte und dass sein Aufklärungswerk an der menschlichen Thorheit und Leichtgläubigkeit scheitere. Er erfuhr an sich die traurige Wahrheit, dass es übermenschlicher Anstrengung bedarf, ein Volk von einem tausendjährigen Wahn zu befreien und zur Erkenntnis von etwas Höherem zu führen. Kühn und furchtlos schlägt er sich durch den immer dichter werdenden Urwald des Aberglaubens, aber eine Lichtung haut er nicht. Sein Misserfolg erklärt sich zum Teil daraus, dass nichts schwerer zu beseitigen ist, als ein mit den religiösen Anschauungen eines Volkes verwobener Irrtum, zu einem andern Teile aber auch aus der nur destruktiven Arbeit des Schriftstellers. Er reisst die alten Tempel ein, aber aus den Ruinen weiss er kein neues Leben zu entfachen. Er schmäht das Verkehrte, zeigt aber nirgends den richtigen Weg. In seinem ganzen Charakter liegt etwas Kaltes, Seelenloses. Es waltet die Herrschaft des Verstandes, das Herz schweigt. So vermochte er durch seine schriftstellerische Thätigkeit nicht auf die Massen zu wirken. Im engern Kreise gleichgesinnter, gebildeter Genossen fanden seine Satiren Anklang; darüber hinaus ging ihre Wirkung schwerlich. Das ist jedenfalls auch ein Grund, weshalb er trotz seiner scharfen Polemik gegen den bestehenden Glauben keine Anfechtungen von seiten der Staatsgewalten zu ertragen hatte.

Seine Auslassungen gegen das Christentum[30] sind insofern interessant, weil sie uns zeigen, wie von den gebildeten Heiden jener Zeit die neue Religion vom Standpunkte einer überlegenen Bildung aus beurteilt wurde. Aber welthistorische Bedeutung verdienen sie nicht. Vor allem aber ungerechtfertigt sind die Vorwürfe, denen der Schriftsteller deretwegen ausgesetzt wurde. So wenig wie die übrigen gebildeten Griechen und Römer hat er sich gründlich über das Christentum unterrichtet. Ausserdem war es in einer Zeit, wo die religiösen Sekten in den verschiedensten Formen aus dem Boden schossen, auch für einen Mann, der einen weitern Blick besass, sehr schwer, Lob und Tadel gerecht zu verteilen. Der Zunächststehende, dessen Auge durch Einzelheiten beeinflusst und befangen ist, sieht oft die Entwicklung der Dinge nicht so klar vor sich, wie der Fernerstehende. Vor ihm haben Tacitus und Plinius die christliche Religion als Römer zum Aberglauben geworfen und selbst hochgebildete Kaiser haben mit allen Mitteln gegen ihre Ausdehnung gearbeitet.

Allgemein bekannt ist das Verhalten der römischen Kaiser den Christen gegenüber. Man braucht nur den Namen Neros zu nennen, so tritt uns die ganze Brutalität, mit der man der neuen Lehre begegnete, vor die Seele; ja selbst edlere Männer auf dem Kaiserthrone haben den Verfolgungen der Christen nicht Einhalt geboten. Aber wir werden uns darüber nicht wundern, wenn wir hören, wie die Spitzen der griechisch-römischen Bildung, ein *Tacitus* und *Plinius*, das Christentum beurteilten. Der grosse Historiker der Kaiserzeit charakterisiert in seinen Annalen[31] (circa 116 n. Chr.) bei der Schilderung der neronischen Verfolgungen die Christen mit folgenden Worten: „Christus, der Gründer der Sekte, ist unter Tiberius Regierung durch den Statthalter Pontius Pilatus hingerichtet worden. Der für den Augenblick zurückgedrängte *verderbliche Aberglaube* brach von neuem hervor, nicht nur in Judäa, der Heimat dieses

Uebels, sondern auch in Rom, wo alles Hässliche und Schändliche zusammenströmt und Anklang findet." In den Augen des Tacitus ist die neue Lehre eine verderbliche Superstition. Er selbst glaubte noch an die Götter der Volksreligion; sein Glaube war allerdings geläuterter, als der der Menge und frei von den zahlreichen mythischen Vorstellungen. Aber selbst in der Prodigienfrage ist er noch schwankend. Kritik und Glaube lassen in ihrem Widerstreite ihn zu keiner entschiedenen Auffassung kommen. Als einem Anhänger des Polytheismus musste ihm eine Lehre, die mit der alten Religion aufräumen wollte, als eine gefährliche Superstition erscheinen, die mit allen Mitteln verfolgt werden musste. Dass er die Unthaten, die man den Christen zur Last legte, als bare Münze nahm, zeigt, wie oberflächlich sich der vornehme Römer mit der Sekte befasste, die aus dem verachteten Judenvolke hervorging. Schon etwas anders verhält es sich mit dem Urteil des jüngern *Plinius*. Auch er zwar sieht im Christentum nichts anderes als einen unvernünftigen, masslosen Aberglauben. „Nihil aliud inveni quam superstitionem pravam et immodicam" schreibt[32] er an Kaiser Trajan aus Bithynien, wo er als Statthalter eine Untersuchung gegen die Christen leitete. Aber den Gerüchten von den Verbrechen der Christen schenkt er auf Grund seiner Untersuchung keinen Glauben mehr. Bei der Bestrafung ist ihm und Trajan einzig die Staatsraison massgebend.

Wieder anders verhält es sich mit dem Urteile *Lukians*. Er ist mit den genannten Beurteilern nicht auf dieselbe Stufe zu stellen. Die römischen Staatsmänner und Geschichtsschreiber traten der Lehre als einem staatsgefährdenden Elemente entgegen; Lukian dagegen, dem der römische Staat gleichgültiger war, verurteilte das Christentum, weil es in seinen Augen vor den zahlreichen abergläubischen Sekten seiner Zeit nichts voraus hatte und seiner Philosophie vom gesunden Menschenverstande ebenso zuwider war, wie der

**Peregrinus Proteus.**

griechisch-römische Volksglaube. In zwei Schriften erwähnt er, aber nur beiläufig, im Zusammenhang mit der Schilderung des Aberglaubens seiner Zeit, die Christen. Im „Alexander“ ist die Anführung derselben keine unrühmliche, denn dort werden sie mit den Feinden des Betrügers zusammen als Atheisten bezeichnet, eine Bezeichnung, die in den ersten christlichen Jahrhunderten für die Christen allgemein war, da sie die heidnischen Götter leugneten. Die Hauptstelle findet sich jedoch im „*Lebensende des Peregrinus Proteus*“, einer Schrift, die wegen der christenfeindlichen Stelle schon im 16. Jahrhundert auf den index librorum prohibitorum gesetzt wurde. Sie behandelt das Leben und den eigenartigen Tod des religiösen Schwärmers Peregrinus und ist gegen den Kynismus gerichtet.[33] Dieser Peregrinus kam auf seinen vielen Wanderungen und Wandlungen auch mit den Christen in Berührung, wurde in ihre Gemeinde aufgenommen und soll es zu einer hervorragenden Stellung unter ihnen gebracht haben. Nachher ging er wieder zu den Kynikern über und setzte seinem religiösen Wahnsinn dadurch die Krone auf, dass er sich in Olympia öffentlich verbrannte (wahrscheinlich i. J. 165 n. Chr.). Bei Anlass seiner Aufnahme in die christliche Gemeinde urteilt Lukian über die Christen folgendermassen: „Die Unglücklichen haben sich im allgemeinen überredet, dass sie unsterblich seien und in alle Ewigkeit leben werden, weshalb sie auch den Tod verachten und viele von ihnen sich freiwillig aufopfern. Dann hat ihnen ihr erster Gesetzgeber aber noch die Ueberzeugung beigebracht, dass sie alle untereinander Brüder seien, sobald sie einmal übergetreten wären, den hellenischen Göttern abgesagt hätten, hingegen jenen ihren gekreuzigten Sophisten anbeteten und nach seinen Gesetzen lebten. Sie achten also alles in gleicher Weise für gering und halten es für gemein, nachdem sie jene Lehren ohne genaueren Beweis angenommen haben. Findet sich nun bei ihnen ein Gaukler ein, ein geriebener Mensch, der da weiss, wie's

gemacht wird, so ist er, ehe man es sich versieht, in kurzer Zeit reich geworden und lacht die einfältigen Leute aus."[84]

Es ist das die Sprache des seiner überlegenen Bildung bewussten Heiden. Er verspottet das Christentum nicht, er schmäht es nicht, er bemitleidet die Christen als unglückliche, einfältige Leute. Er misst der Lehre weder eine staatsgefährliche Bedeutung bei, wie die genannten Römer, noch erkennt er in ihr eine die Zukunft gestaltende Idee. Er bringt sie in den Zusammenhang mit den übrigen religiösen Verirrungen seiner Zeit und beurteilt sie im Vergleich zu dem griechisch-römischen Volksglauben, den er mit allen Mitteln des Witzes und Spottes verfolgt, noch sehr milde. Wenn man sein Urteil sine ira et studio betrachtet, kann man unmöglich Gehässigkeit, hämische Feindschaft, Blasphemie u. dgl. darin finden, was fanatische Theologen dem Schriftsteller zu allen Zeiten vorgeworfen haben.

Wenn wir zum Schlusse die Charakterzüge des Satirikers, wie sie sich uns in seiner religiösen Polemik einzeln ergaben, zu einem Gesamtbilde zusammenfassen, so müssen wir sagen: Lukian ist in einer Zeit wahnsinniger Religionsschwärmerei und krassesten Aberglaubens mit allen Mitteln seines Geistes für den gesunden und klaren Menschenverstand und für Menschenwürde in die Schranken getreten. Er ist wie Homer ein Lehrer seiner Zeit gewesen, nur unter andern Verhältnissen. Dem kindlichen Gemüte eines Volkes entspricht die Erhabenheit und der fromme Glaube der homerischen Gesänge; einer alternden, absterbenden Zeit thut die Geissel der Satire not. Lukian war eine Kampfnatur, die in einzelnen Zügen uns an die edelsten Humanisten erinnert, an Erasmus von Rotterdam und Ulrich von Hutten.

## Anmerkungen.

[1] Vergl. *L. Friedländer,* Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms III[6] S. 523 fgg.

[2] *Lactanti* institutiones divinae lib. I, 9.

[3] *Suidae* Lexicon sub *Λουκιανός.*

[4] *C. M. Wieland,* Uebersetzung sämtl. Werke Lukians, I. Bd., S. 41.

[5] *Rohde,* Lukians Onos, S. 31.

[6] Unter den Arbeiten, die sich mit dem Leben und den Werken Lukians beschäftigen, nenne ich *K. G. Jacob,* Charakteristik Lukians von Samosata, Hamburg 1832. *K. Fr. Hermann,* zur Charakteristik Lukians und seiner Schriften. Ges. Abhandlungen, S. 201, 1849. *M. Croiset,* essai sur la vie et les œuvres de Lucien, Paris 1882.

[7] Die Uebertragungen sind vielfach nach *Wieland.*

[8] Vergl. meine Abhandlung *„Metapher und Gleichnis in den Schriften Lukians"*, Winterthur, 1897.

[9] Vergl. *A. Wissowa,* Beiträge zur innern Geschichte des 2. nachchristl. Jahrh. aus Lukians Schriften, Progr. d. Gym. z. Breslau, 1848, und *E. Struve,* Lukian und die Zustände seiner Zeit, Festschrift von Görlitz, 1849.

[10] Z. B. *K. Fr. Hermann,* a. a. O.

[11] Z. B. *R. Hirzel,* Der Dialog, ein litterar-historischer Versuch, Leipzig 1895, II. Teil, S. 295.

[12] Vergl. das bekannte Epigramm des *Xenophanes:*

*Πάντα θεοῖσ' ἀνέθηκαν Ὅμηρός θ' Ἡσίοδός τε,*
*ὅσσα παρ' ἀνθρώποισιν ὀνείδεα καὶ ψόγος ἐστ ιν,*
*κλέπτειν μοιχεύειν τε καὶ ἀλλήλους ἀπατεύειν,*
*καὶ πλεῖστ' ἐφθέγξαντο θεῶν ἀθεμίστια ἔργα.*

[13] Vergl. *O. Buchwald,* Homer in Lukians Schriften. Progr. von Görlitz, 1874.

[14] Vergl. *E. Zeller,* Religion und Philosophie bei den Römern in Vorträgen und Abhandlungen, II, S. 93 fgg.

[15] Vergl. die Schrift *Plutarchs,* De Iside et Osiride.

[16] Vergl. L. Friedländer, a. a. O., III., S. 529 fgg.

[17] *Plinius,* Panegyricus c. 49.

[18] *Juvenal,* Sat. XIII. 46.

[19] *Plutarch,* de superstitione c. 12.

[20] *L. Friedländer,* a. a. O. III, S. 589.

[21] Vergl. *J. Bruns,* Lukians philosophische Satiren i. Rhein. Mus., Jahrg. 1888.

[22] *J. Bernays,* Lukian und die Kyniker 1879, S. 31.; vergl. auch *Cicero,* nat. deor. I., 13: Antisthenes populares deos multos, naturalem unum esse dicit.

[23] *J. Bernays,* a. a. O., S. 42.

[24] Vergl. *Nägelsbach,* homerische Theologie, 3. Aufl. 1884, S. 116 fgg.

[25] Vergl. *Nägelsbach,* nachhomerische Theologie des griech. Volksglaubens, 1857, S. 141 fgg.

[26] *R. Hirzel,* a. a. O., II. Teil, S. 261.

[27] Vergl. *E. Zeller,* Alexander und Peregrinus, ein Betrüger und Schwärmer. Deutsche Rundschau, Januar 1877. *L. Friedländer,* a. a. O., III., S. 563 fgg.

[28] Vergl. *L. Friedländer,* a. a. O., III., S. 551.

[29] Vergl. *J. Rentsch,* Lukianstudien Progr. v. Plauen, 1895, S. 15 fgg.

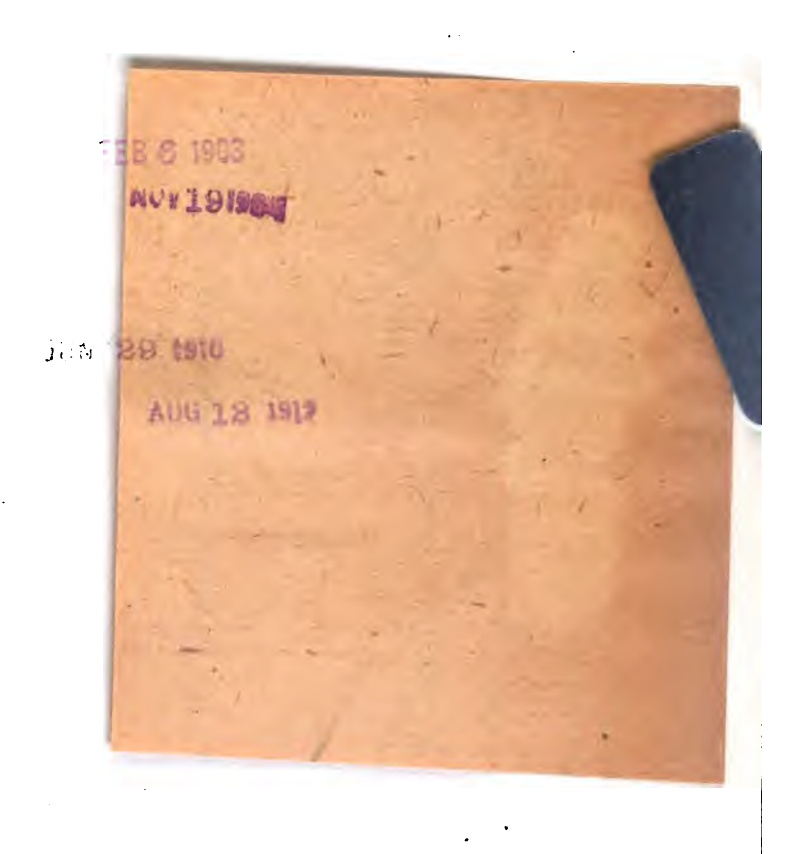
[30] Ueber die Stellung Lukians zum Christentum gibt es verschiedene Arbeiten. Ich verweise auf *C. Pohl,* Über Lukian und seine Stellung zum Christentume. Progr. des Mathias-Gym. zu Breslau, 1871. *J. Sörgel,* Lukians Stellung zum Christentume. Progr. der Studienanstalt zu Kempten, 1875. *E. Zeller,* Römische und griechische Urteile über das Christentum in Vorträgen, II., S. 189 fgg. 1876.

[31] *Tacitus,* annal. lib. XV, 44.

[32] *Plinius,* epist. XCVI. u. XCVII.

[33] Vergl. *J. Bernays,* a. a. O.

[34] Vergl. *J. Bernays,* a. a. O., S. 72.


FEB 6 1903
29 1910
AUG 18 191


Gl 23.364
Lukians satiren gegen den glauben s
Widener Library 006893944
3 2044 085 137 966